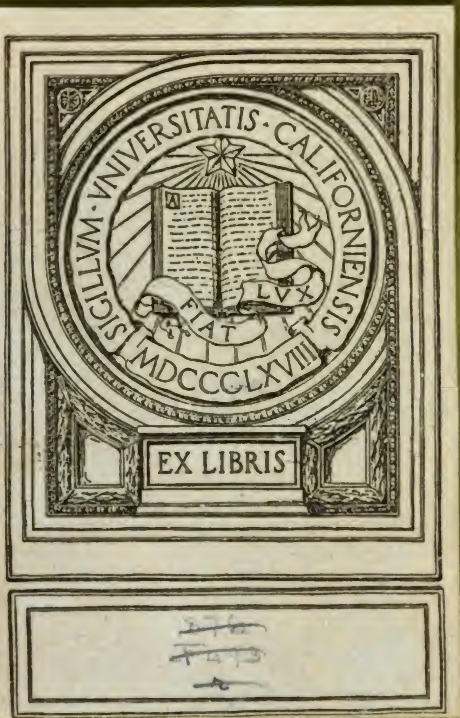
Der Rosendoktor

Ludwig Finckh


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Der Rosendoktor

von

Ludwig Finckh

Einundzwanzigste Auflage



Stuttgart und Berlin
Deutsche Verlags-Anstalt
1912

MAIN

Meinem Freunde Hermann Hesse

Der Rosendoktor

1

Die erste Stunde meines Lebens, an die ich mich erinnere, war die Stunde, da ich durch das Tor gehen konnte, das meines Vaters Beine für mich bildeten. Mein Vater stand großmächtig im Zimmer, die Beine ausgespreizt wie Pfeiler, und lachend ging ich durch und sah die Welt vor und hinter ihm. Seither lebe ich und weiß ich von mir, und so war es eigentlich mein Vater, der mir das Leben geschenkt hat auf seine Art.

Aber ich will damit das Verdienst meiner Mutter um mein Dasein nicht schmälern, wenn auch das Früheste, das ich mir von ihr denken kann, nur die kleine Warze war, die sie auf der Nase hatte. Diese Warze ist mir heute noch lieb und unzertrennlich von meiner Mutter und bildete für mich etwas Helles und Gütiges wie

ein Heiligenschein um eine Maria. Und es muß auch so ein Licht von meiner Mutter ausgegangen sein, denn ich wachte oft in meinem Bettlein davon auf, daß meine Mutter mich ansah. Es mochte in tiefem Schlaf und im Dunkeln sein, ich wachte auf, wenn sie sich über mich beugte. Dann lag ich ganz still in dem Lichte meiner Mutter wie in einem guten Bad.

Damals war ich noch ein kleiner Knirps, noch nicht so hoch wie ein Tisch, und ich erinnere mich noch deutlich, wie ich zum erstenmal grad mit den Augen über den Holztisch gucken konnte, wenn ich mich auf die Fußspitzen hob. Ich sah da Teller, Gläser und einen Krug voll rotem Wein stehen, und ich hatte eine große Freude in mir, denn ich sah's aus eignem, nicht vom Arm des Vaters oder der Mutter herunter. Selber. Ich hatte mir ein Stück Welt erobert, und wenn es nur der große Familientisch war, und es war ein Ende mit der Bodenrutscherei von bisher.

Ich habe mir nachher noch manchmal ein kleines Stück Welt erobert, und es war immer die gleiche große Freude daran wie das erstemal, und ich habe nachher eins von dem Eroberten ums andre wieder verschwinden sehen

und aufgeben müssen; aber ich freue mich, daß ich es doch gehabt und so viel Gutes und Liebes besessen habe, auch den großen Familientisch. Eigenbreitler hat mich mein Vater nachher geheißen, und es war ein Maul voll Verachtung darin, daß es mir wehe tat. Dann saß mir der Trotz im Nacken und sagte: „Jetzt will ich's grade sein."

Inzwischen hing ich noch am Schurz der Mutter und an der Hand des Vaters und trug Röcke. Wir gingen über die Straße hinüber in den Garten, wo ein grüner Grasboden war mit einem alten Kastanienbaum und lauter blühenden Syringen. Die alten Syringenbäume überboten die jungen mit blauen Blüten und bildeten eine große lebende Mauer. Sie hingen ihre Zweige tief bis in die Straße herunter und strichen den Vorübergehenden ins Gesicht; oft brach ein Fuhrmann ein Büschel und steckte es seinen Pferden hinter die Ohren, daß sie stolz aussahen und lustig wieherten. Oft kletterten Buben an der Mauer herauf und rissen sich einen Zweig ab, und die ganze Gasse war voll von dem Duft und dem blauen Schein von unsern Syringenbäumen.

Mein Vater, der ein großer Gärtner in seinem Herzen war, pflegte die Sträucher und Bäume sorgfältig und sah es nicht gern, wenn wir im Rasen gingen. So mußten wir immer eine Zeit abwarten, da er im Hause beschäftigt war, wenn wir uns Flieder holen wollten, und manchmal holten die Gassenbuben und Verliebten sich mehr in einem Frühling als wir Kinder. Das reut mich heute noch, und ich stehle darum jedes Jahr so viel Flieder, als ich kann, an Gärten und Mauern, wo ich ihn finde, denn wir haben uns damals zuviel Flieder stehlen lassen, und ich habe jetzt keinen mehr, wo ich ihn oft notwendig habe.

Es ist ein eigen Ding um einen eignen Garten. Es ist vielleicht nichts als ein Stück Grasboden und ein paar Birnbäume darin oder Apfelbäume und eine Kammerz mit Trauben, und hinten hat die Mutter ihre Salatbeete und den Schnittlauch. Aber die Schmetterlinge, die herumfliegen, gehören mir, die Kohlweißlinge, und die Zitronenfalter, und die Vögel, die drin zwitschern, gehören mir, die Buchfinken und die Spatzen. Und der Schnee, der darauf fällt, ist mein Schnee, ich kann damit Schneeballen

machen und Männer bauen, und kein andrer darf es, als wen ich mitbringe; und die Sonne, die ihn schmilzt und die im Frühling wärmt und im Sommer brennt, ist mein, und ich kann mit ihr anfangen, was ich will. Und die Katzen, die den Vögeln nachstreichen und nachts schreien, sind mein, oder ich kann sie wenigstens hinausjagen, wenn ich will, oder ich kann sie locken und streicheln, und niemand sieht's. Und die Regenwürmer und Engerlinge, die sich in der Erde krümmen, sind meine Regenwürmer und Engerlinge, und ich kann sie in die Hosentasche stecken und der Mutter bringen; und die Schnecken kann ich an die Hörner stupfen und kann sie hinsetzen, wohin ich will, und sie die Bäume hinauflaufen lassen oder in den Brunnen werfen, und die Maikäfer kann ich vom Kastanienbaum schütteln. Und alles ist mein, und die Wolken, die drüber stehen, und der Regen, der herunterfällt, und das Himmelsblau, das oben leuchtet, und der Wind, der drin weht. Meine Wolken, mein Regen, mein Wind, mein Fetzen Himmel.

Im Garten sah ich auch zum erstenmal einen Stern. Ich hatte wohl die Sonne gekannt und

hellen oder trüben Tag, und Nacht war Nacht gewesen. Da wollte ich spät abends einmal einen vergessenen Hut im Garten holen mit dem Vater, und tief im Dunkeln stand ein weißer Silberpunkt am Himmel über dem Nachbarhaus. Er war schöner als die Sonne, weißer und reiner, und ich hatte ihn lieb. Ich besuchte ihn ein paarmal an den Abenden und sah noch einige andre Silberpunkte, und ich war froh an unserm neuen Schatz im Garten. Aber in unserm Garten war noch etwas Besonderes. Er war ein Kirchhof gewesen, als unsre alte Scheuer noch zum Kloster gehörte, und wenn wir nachts zitternd an Geister dachten, so waren es unsre Geister, und wir konnten nachts nie in den Garten gehen, und wenn wir beim Gärteln im Frühjahr auf einen Knochen stießen, so war's ein alter Knochen von unsern Mönchen: jeden verblichenen Katzenknochen in der Erde umwehte der stolze, wehmütige und schauerliche Gedanke, es könnte vielleicht auch ein Mönchsknochen sein. Ich weiß nicht, ob viele Kinder in ihrem Leben so schön gruseln konnten wie wir.

2

Wann ich meine Hosen bekam und ein Bub wurde, weiß ich nicht mehr deutlich. Es war aber bald nachdem ich in den Wöhrwoldbrunnen gefallen war, der draußen vor dem Städtlein im Grünen lag. Es war ein schöner Sonntagnachmittag, und wir und alle Onkel und Tanten gingen spazieren. Ich sprang voraus, als ich den Brunnen sah, und kletterte auf den Brunnenrand und wollte am Rohre trinken, und das gelang mir auch. Aber als ich freihändig den Strahl mit dem Mund auffangen wollte, wie doch das Wasser am besten schmeckt, lag ich plötzlich im Brunnentrog und brüllte aus vollem Halse. Mein Vater zog mich heraus und versohlte mich, und daher weiß ich, daß ich keine Hosen trug, sondern ein rot- und weißgestreiftes Kleid, das mir noch naß und lebhaft in der Erinnerung steht.

Ich weiß aber doch, daß ich ein Bub war, auch damals schon, aus verschiedenen Gründen; die Hosen gaben mir bloß die äußere An-

erkennung vor der Welt. Die wichtigste Errungenschaft daran waren ja nur die Taschen, und ich habe viel schöne Menagerien und Steine und Pflanzen immer bei mir gehabt. Ich habe auch die Mädchen immer darum am meisten bedauert.

Nun lag ich stundenlang auf dem Bauch in der Sonne, auf einem eisernen Brücklein, das vor unserm Hause über den vorbeifließenden Bach gelegt war, und sah ins Wasser. Das war oft so schön gelb oder weiß oder braun, immer wechselnd, oder kam auch gar nicht; das schöne Farbenspiel des Wassers rührte von den vielen Färbern der Stadt her, die ihre Tücher im Bach auswuschen, und der Geruch rührte von den Gerbern her, die ihre Häute ins Wasser legten. Da kam die halbe Stadt im Wasser heruntergeschwommen, Münzen und Hölzer und klirrende Töpfe, und ich fing alle Schätze auf und barg sie in meinen Taschen. Auf dem Brücklein der andern Straßenseite lag mein Freund Dävidle, der nachher das Feuerle auf seiner Bühne machte, weshalb ich nicht mehr mit ihm gehen durfte. Und er konnte doch nichts dafür, daß damals das ganze Haus abbrannte. Noch lieber beinah sah ich den Gerbern

zu, wenn sie Lohkäs traten. Mit nackten Füßen stampften sie runde Kuchen aus der Lohe, in einer Art Bärentanz von einem Fuß auf den andern springend, und ich habe ihnen stundenlang geholfen; im Winter, wenn dann der Ofen mit den Lohkäsen geheizt wurde, war ich stolz auf das Feuer, das aus den unansehnlichen Kuchen heraussprühte; ich habe auch immer am liebsten mit Lohe geschürt.

Und auch des Tags erinnere ich mich noch, als ich zum erstenmal mit meinem Vater in den Weinberg gehen durfte. Er kaufte mir beim Bäck Spannagel eine mürbe Butterbrezel, die ich glückstrahlend in der Hand durch die Straßen trug, er selber nahm einen Kümmicher und ein Stück Schweizerkäse mit, und so gingen wir in der Frühlingssonne hinaus. Es war ein beträchtlicher Hügel über der Stadt, dessen rechter und linker Abhang uns gehörte; auf der Kuppe stand ein Häuschen, das von dunkelgrünem Efeu überwachsen war; mein Vater ließ den Efeu von Zeit zu Zeit herunterreißen, denn er hatte es gern, daß das rote Häuschen in die Stadt herunterleuchtete, aber mir gefiel es besser im Laubwerk drin.

Er holte gleich einen großen weißen Strohhut mit einem bedeutenden Rand, zog den Rock aus und trug die Baumleiter heraus. Dann stieg er drauf und schnitt die Bäume zurück, hemdärmelig in der Sonne, und ich stand dabei und hatte die Hände in den Hosentaschen und freute mich, wie die Zweige fielen. Wenn wir genug geschnitten hatten, gingen wir herauf und aßen unser Brot, und es schmeckte uns nie so gut als dort oben, wenn wir unsre Arbeit verrichtet hatten. Unten lag die Stadt im Abendrauch, der Kirchturm ragte still in die Luft, und dahinter dunkelten die Berge bis in die weite Ferne.

Wir stiegen dann auf dem andern Abhang des Hügels, wo die Reben standen, hinunter, indem wir jeden einzelnen Rebstock am Wege begrüßten und mit ihm sprachen und Vermutungen anstellten, ob er heuer viel tragen würde, und mein Vater glaubte jedes Jahr, der Weinberg würde heuer so viel Trauben haben wie noch nie. Wenn dann die Blüten kamen, holte er täglich die Mutter mit heraus, und wir freuten uns alle an den vielen Blüten; aber wenn die ersten Beeren ansetzten, kam der Vater jedes Jahr einmal heim, unmutig und

bedrückt, und sagte, es seien alle Blüten abgefallen, es gebe so gut wie gar nichts, es sei halt zu naß gewesen in der Blüte. Und erst wenn sich die Trauben färbten und blau und golden sichtbar wurden, kam er wieder frohlockend zur Tür herein: die Trauben ständen so gut wie in keinem Jahrgang, seit er lebe.

Unser Weinberg lehnte sich an einen größeren Berg an, auf dem drei Pappeln standen, und im seitlichen Hügelzug lagen einige dunkle Mulden, mit Sträuchern bestanden, mitten in den Weinbergen. Diese Mulden habe ich entstehen sehen; es flog eines Tags Feuer heraus und schleuderte die Erde weit fort, recht wie ein Vulkanausbruch. Mein Vater und die andern sagten zwar, es hätte mir geträumt, es sei von jeher so gewesen wie jetzt; aber ich habe es mit eignen Augen gesehen, als ich ein kleiner Bub war.

Damals sah ich oft mit Staunen an meinen Eltern hinauf und verwunderte mich, daß ich einen so ungeheuer großen und alten Vater und eine so ungeheuer große und alte Mutter hatte, und oft scheute ich mich, sie anzureden und du zu ihnen zu sagen wie zu allen andern Menschen. Wie durfte ein Kind du sagen zu seinen Eltern?

Mein Herz war von Ehrfurcht vor ihnen erfüllt, und ich habe später mit Lächeln daran gedacht, daß ihr Alter, das mir so tiefen Respekt einflößte, damals dreißig Jahre betrug, und daß ich selber, da ich so alt war, mich so jung und lebenbeginnend fühlte wie kaum als Kind.

3

Aber jetzt wird es wohl Zeit, von meiner Schwester zu erzählen, denn wir waren zueinander wie Zwillinge. Sie war zwei Jahre älter als ich, und wir gingen morgens zusammen in die Schule bis zum Marktbrunnen, wo unsre Wege sich trennten. Meist aber saßen wir auf der Gartenmauer unter dem Kastanienbaum und warfen kleine Steinchen den Hirschwirtsgäulen hintenauf, wenn der Knecht sie durch die Gasse zum Brunnen führte. Dann feuerten sie hintenaus, und wenn's gut ging, packten sie auf und gingen durch, um die ganze Straße herum, und der Knecht sprang fluchend nach; es waren zwei schöne wilde Rappen, und oft war noch ein

Fohlen im schwarzen Samtfell dabei. Wenn ich aber schön bat, so verzieh mir der Johann allemal wieder, und zur Versöhnung hob er mich auf den Gaul, und ich durfte zum Marktbrunnen reiten und wieder zurück. Da war ich ein rechter König und sah auf alle Leute herunter; aber meine Schwester saß auf dem andern Gaul und war die Gassenkönigin.

Beinah noch schöner war's, wenn wir einen alten Geldbeutel mit Kieselbatzen füllten und an einer dünnen Schnur an der Mauer herabließen, daß er still und verloren in der Gasse lag. Der nächste Bauer, der kam, hob den Geldbeutel nachdenklich auf, überlegte, sah sich um und kratzte sich hinter den Ohren. In dem Moment aber, wo er ihn in der Hosentasche verschwinden lassen wollte, flog er ihm mit einem Ruck aus den Händen. Das Bäuerlein trollte sich erschrocken von dannen, uns aber schlug das Herz vor Wonne. Und wie erst damals, als das Glück uns wohlwollte und wir am Anfang der Gasse den Bürgermeister unsers Städtleins kommen sahen, während der Geldbeutel harmlos und verlockend dalag. Mühsam bückte sich der würdige Mann nach dem Fundgegenstand,

aber meine Schwester zog in der Freude zu früh, und der Beutel raschelte wie eine Maus an der Mauer herauf. Kopfschüttelnd entfernte sich das Stadthaupt, und uns tat es auch herzlich leid, daß wir nicht die nötige Geduld gehabt hatten.

Aber unser heimlichstes Nest lag auf dem Kastanienbaum, der rosa Blüten hatte. Hoch in der Krone waren drei starke Aeste abgesägt worden, die drei glatte Sitze für uns abgaben. Der Vater hatte ein paar Sprossen am Stamm hinauf angebracht zur leichteren Ersteigung; da oben saßen wir nun den ganzen Sommer in den Blättern, brachten unsre Strohhalme hinauf und ließen Seifenblasen fliegen; auch war immer Nahrung oben zu finden, zum mindesten Bärendreck, den wir in Flaschen auflösten und zu Schaum verschüttelten; das trugen wir überall bei uns zum Lutschen. Aber meine Schwester, der ich brüderlich vertraute, hat mich einmal auch bös aufs Eis gelockt. Ich saß auf dem Baum, und sie stand unten auf der Gasse. Mit einemmal schlug sie ein Freudengeheul an: „Heinerle, komm tapfer, auf der Gass' hat jemand Bärendreck verloren!“ Ich stürzte heraus, und da lag wirklich viel schöner, schwarzer Bärendreck auf der Straße;

aber als ich ihn gerade probieren wollte, schlug meine Schwester ein Rad vor Wonne: „Aetsch, Heinerle, 's sind Kitzenbohnen!" Zu spät bemerkte ich meinen Irrtum, daß wohl kurz vorher Geißen die Gasse passiert hatten. Ich habe meine Schwester aber nicht mehr gekriegt.

Radschlagen konnte meine Schwester überhaupt am besten in der Stadt. Sie konnte auf dem Rasen oder in der Straße drei Räder hintereinander schlagen und auf den Händen gehen; oft gingen wir so nebeneinander durch den ganzen Garten. Und eines Tages brachte sie das Lenchen und die Gretel aus der Schule mit heim. Das waren Kunstreiterskinder, die über den Winter im Hirschen einquartiert waren. Diesen Winter wurde bei uns nur noch Zirkus gespielt. Die neuen Freunde wurden von meiner Mutter gut aufgenommen, und wir gewannen sie alle lieb; sie brachten zum Dank ihre Kostbarkeiten mit und schenkten sie uns, eine alte Pferdeschabracke, auf der man balancieren konnte, Reifen zum Durchspringen, Schweinsblasen zum Knallen, Orangen, die sie Abends im Zirkus zugeworfen bekamen, Kleider und ihre Seiltanzkünste. Wir waren gelehrige Schüler, zogen

uns aus, weil wir keine Trikots hatten, tanzten den Eiertanz, sprangen auf Saublasen, daß sie zerknallten, warfen Bälle und wirbelten Teller und verbogen unsre Glieder. Damals liefen wir mehr auf den Händen als auf den Füßen. Bloß fürchteten wir uns vor Fortunato, dem Kunstreitervater, mit seinen wilden schwarzen Ponys. Der Alte war ein glänzender Reiter, aber er saß und stand nur fest auf dem Pferd, wenn er betrunken war, und zu Hause schlug er dann blind auf unsre Armen los.

Liebe kleine Wandervögel, wo mögt ihr sein? Hat euch das Leben zerbrochen mit euern leichten, lustigen und warmen Seelchen, hat es euch fortgetragen auf dem Rücken eurer Pferde? Ihr sprangt durch Reifen und zerrisset Schleier und Herzen, und wer war der Sieger, ihr oder das Leben? Ich habe Heimweh nach euch gehabt viele Male.

Der Frühling hat unsre Freunde mit fortgenommen, und ich habe sie nimmer gesehen. Dafür kam ein andrer Kamerad, der Heinrich Kirchenpfleger, jetzt oft. Er besaß eine Großmutter, bei welcher alle paar Jahre eine Königin der Nacht blühte. Ich habe sie nie blühen sehen,

aber es trug ihm so viel Achtung bei uns ein, daß wir ihn in unsern Garten mitnahmen, von der letzten Blüte an.

Was war uns unser Garten! Wiege und Grab, unser Trost und unsre Heimat. Ja, er war unsre Heimat, nicht das alte, finstere Haus, in dem wir wohnten. Zu ihm flüchteten wir uns, wenn wir weinten, zu ihm gingen wir um Rat in schweren Kinderdingen, und er nahm uns wohl und gut an seine Brust. Unser Garten hat mich lächeln gelehrt und mir die erste Sonne eingefangen, unser lieber alter Garten hat gerauscht mit seinen Wipfeln, wenn ich zu ihm kam. In seiner Erde sind die Gräblein unsrer Hasen, mit den Kreuzen aus Kastanienzweigen darauf. Seine Erde roch kräftig und würzig nach jedem Regen, und die Schmetterlinge flogen nirgends lieber als in seinem Duft. Die Blumen wuchsen rascher und farbiger als irgendwo, die Stare sangen und die Regenwürmer krümmten sich, die Birnen wurden süß und schwer, die Rosenäpfel leuchteten wie Blut im Laube. Denn es war der Garten unsrer Kindheit. Wir saßen im blühenden Kastanienbaume und lauschten ihm, und wir verstanden, was der Wind zu

ihm sagte und was die Sonne zu ihm sagte. Die Raupen krochen leise an den Stengeln, die Bienen flogen um die Lilien und Kaiserkronen, die Sonnenblumen glänzten wie Gold und Kupfer, und die Grillen sangen wie silberne Glocken. Ich lag im Rasen und lauschte, und der Garten nährte und pflegte mich mit Duft und Klang und Farbe.

Vielleicht, daß es irgendwo seltenere Blumen gibt. Aber weiß jemand Veilchen, die so schön sind wie bei uns, weiß jemand Tulpen, die so zart auf den Stengeln stehen, oder Rosen, die so duften und leuchten rot und weiß? Die Leute kamen und wunderten sich, und manche schnitten Rosenzweigchen, um sie auf ihre Stöcke zu pfropfen, und holten Wurzeln und Ableger. Und der Garten ist wohl auch aus dem Herzen meines Vaters gewachsen und war vielleicht das Beste, das er hatte und gab, sein Blut und seine Liebe.

Und ganz hinten im Gartenwinkel am Haus war ein ganzes Stück von Draht umhegt: unser Hasenstall. Und zu Ostern jedes Jahr saßen zwei Hasen darin und knusperten Gras und Salat. Oft waren's schneeweiße, oft schwarze und braune. Wir lockten sie zärtlich zu uns,

suchten ihr Vertrauen und durften sie streicheln. Und später konnten wir sie auf die Arme nehmen, sie im Rasen frei gehen lassen mit all ihren Jungen, denn sie waren fleißig bei der Arbeit und beschenkten uns dankbar mit Nachwuchs. Es gab sechs Junge oder acht oder zwölf auf einmal, und wenn sie der Hasenvater nicht fraß, so waren's zu Herbst so fünfzig bis hundert Tierchen im Stall. Denn wir nahmen auch Meerschweinchen dazu und vielleicht eine Ziege. Und die Hasen trugen die Namen unsrer Onkel und Tanten, und jedes Meerschweinchen wurde in feierlicher Handlung getauft auf den Namen eines Bürgers der Stadt, und sie hatten oft eine verzweifelte Aehnlichkeit mit ihren Paten, je nach Dicke, Dünne und intimerer Physiognomie. Und einmal nahm ich die zwei schönsten jungen, weißen Häschen heraus, um sie meiner Mutter zu bringen zur Freude! ich setzte die Zitternden in einen schwarzen Korb, drin lauter Efeu lag, und schloß den Deckel, und als ihn meine Mutter wieder öffnete, da lagen zwei kleine weiße Leichen im dunkelgrünen Blattwerk, und ich weinte lange. Denn ich hatte nicht gewußt, daß Efeu giftig ist.

Vielleicht habe ich in meinem Leben manchmal Gutes tun wollen, und es ist Gift daran gewesen; ich habe wenigstens viel Schönem und Gutem den Tod gebracht.

*

Und noch ein Kamerad war da, eine junge Dohle. Wenn der Sommerwind kam, stiegen meine Schwester und ich mit dem schwarzen Korb auf den Kirchturm, die vielen Stufen hinauf, die wir alle zählten beim Hinauf- und Hinuntersteigen, und baten den Turmwächter schön um eine Dohle. Der stieg zum Dohlennest hinüber und griff eine, und wir trugen sie behutsam hinunter und waren glücklich, wenn ein zaghaftes Krächzen aus dem Korbe kam. „Heinerle, er kann krächzen!" — „Ja, er hat gekrächzt." Dann öffneten wir den Deckel ein wenig und guckten hinein, und dann sprangen wir vollends heim.

Dem Hansel wurden die Schwungfedern gestutzt, daß er nicht durchgehen konnte, dann wurde er geatzt und getränkt und geliebt und vergalt mit Krächzen und Schnabelhieben. Er saß immer auf einer Schulter, wir wechselten

unter uns ab und hatten stets verpickte Ohrläppchen. Wenn wir schreiben wollten, packte er den Federhalter mit dem Schnabel von unsrer Schulter aus und verspritzte unsre weißen Bogen mit Tinte; er stahl alle Silberlöffelchen im Haus, und er hielt strenge Zucht unter den Hasen, die er wie uns an den Löffeln zwickte. Aber einmal hat mir mein Vater die Hosen gespannt um seinetwillen. Ich hatte den Hans mit auf den Kastanienbaum genommen, und als ich heruntersteigen wollte, flog der Schlingel dazu und hieb mir auf die Finger, während ich in der Luft schwebte. Mein Brüllen war markerschütternd. Und mein Vater war leider in der Nähe, und in der Aufregung tat er, was er nicht hätte tun sollen; wenigstens fühlte ich mich unschuldig, und nur der Hans krächzte schuldvoll und schadenfroh.

In der andern Ecke des Gartens aber war eine Laube, bewachsen mit Efeu und wildem Wein. Die Sommersonne scheinte darein und glänzte oft auf einen Zuber voll Wasser, in dem meine Schwester und ich saßen und badeten. Die Vögel zwitscherten und die Dohle krächzte, und wir strampelten und patschten in der Sonne.

Sagt, wer kennt etwas Schöneres auf der Erde, ausgenommen das Drachensteigen, als draußen auf dem Acker ein Kartoffelfeuer zu machen, das recht qualmt und raucht? Der Wind fährt hinein und treibt die helle Flamme heraus, wirft einen Rauch auseinander und einen herum, uns mitten ins Gesicht, daß wir husten und die Augen reiben, und dann bläst er ihn wieder an den Himmel, und wir müssen unaufhörlich Kartoffelkraut und Laub herschleppen, daß unser Rauch der dickste wird von allen Feuern.

Unser Herbstfeuer im Weinberg rauchte nie so schön, aber es gab mehr Lohe. Denn der Vater stiftete dazu ein paar alte ausgebrauchte Tonnen und alle dürren Aeste, und es wurde den ganzen Tag unterhalten. Und in der Asche zündeten wir unsre langen Stangen an und unser Feuerwerk. Wir machten es selber, und es knallte so gut wie kein gekauftes. Denn die ausgebrannten Hülsen von Schwärmern, römischen Lichtern und Raketen, die wir das Jahr über fanden, füllten wir mit eigner Mischung, die wir in vielen Variationen erdachten; etwa zuunterst feuchtes Pulver, dann Eisenfeilspäne

in trockenem Pulver, etwas Erde, eine Leuchtkugel, bengalisches Feuer und oben Pulver mit Zunder. Es ist ein solideres und abwechslungsreicheres Feuerwerk als alles andre und reich an Ueberraschungen. Es gehörte freilich persönlicher Mut dazu, es loszubrennen, aber es geschah uns nie etwas, abgesehen von ein paar Pulverkörnern, die uns hie und da in die Stirne flogen.

Und neben dem Feuer stand bei der Weinlese unser Böller. Es ist eine Kunst, einen so großen alten Steinböller richtig zu laden, denn nach dem groben Korn muß Papier, Erde, faule Aepfel und noch vieles andre hineingestampft werden; aber wenn dann an der Bohnenstange der Schwärmer glimmt und sich in verheißungsvollen Sekunden über das Zündloch senkt, so ist der Lohn ein reicher mit dem Aufzischen des Pulvers und dem stolzen Donner, der über die Stadt hinfährt. Daneben erlosch fast der Knall meines Gewehrs, das ich unzähligemal in die Luft schoß vor Herbstfreude. Aber wenn wir genug geschossen hatten, gingen meine Schwester und ich mit der Rebschere hinunter durch die Weinstöcke und schnitten einige Trauben und

warfen heimlich beim Verzehren den Leserinnen Frösche unter die Röcke; dann gab's ein Knallen und ein Gekreisch, und die Leser lachten, und die blauen und gelben Trauben schmeckten noch einmal so gut. Wir warfen uns die roten und gelben Weinblätter ins Haar und sangen und pfiffen.

Und vom Garten und Weinberg fanden wir bald den Weg zum Wald. Wer hatte den Einfall, ich oder du? Ich glaube, immer beide zugleich. Wir brauchten uns nur anzusehen, so wußten wir, was wir sagen wollten. Dann entschlossen wir uns kurz, pfiffen unserm Schnauzer und verschwanden auf einen halben oder ganzen Tag. Wir stiegen auf Berge und Felsen, wir kannten verborgene Pfade im Buchenwald, die wir keinem andern zeigten, aber am liebsten war uns die Fohlenweide, weit hinter den Bergen; dann lagen wir auf der Heide, sahen die Pferde grasen und spielen und ließen uns die Sonne auf den Pelz brennen und träumten vom Glück und vom Leben.

4

Ich mochte zwölf Jahre alt sein, da trat ein Ereignis ein, das unserm Leben unvermutet ein andres Gesicht gab. Mein Vater, der bisher Schullehrer gewesen war, erkrankte am Kehlkopf und mußte sein Amt niederlegen. Er war oben nicht gut angeschrieben als Demokrat vom reinsten Wasser und hatte oft knirschend seine Ueberzeugung in sich hineindrucken müssen. Er kam dann oft in Streit mit dem Onkel Christian, der durch dick und dünn mit der Regierung ging und mit jedem Ministerium dessen jeweiligen Standpunkt verfocht; er sprach einmal, als mein Vater einen Schritt des Staates bemängelte, in unversieglichem Vertrauen die unwilligen Worte: die Regierung wird schon wissen, was sie tut. Seither nannte ihn mein Vater den Regierungshammel. Da war mein Vater eine kräftigere Natur. Als Lehrer kam er auf keinen grünen Zweig, so gab ihm die Heiserkeit den erwünschten Anlaß, für seinen unruhigen Kopf ein andres Reich zu suchen, in dem er besser

schalten und walten konnte. Er übernahm den Hirschen, und in unsre große Freude über das neue Leben, über die Fässer, Krüge und Tische und über die vier Kühlein im Stall mischte sich eine leise Wehmut, daß wir von unsrer Mauer herunter nicht mehr Steine werfen konnten, weil die zwei Hirschwirtspferde jetzt uns selber gehörten. Mein Vater, der eine praktische Natur war, sah seinen Lieblingswunsch erfüllt, er konnte in Stall und Acker hantieren und in der Wirtsstube sein politisches Herz öffnen. Am Sonntag wurden in unserm Backofen Zwiebelkuchen gebacken, und wie ich immer am Zündeln und Feuermachen eine Hauptfreude gehabt hatte, so übernahm ich auch hier das Amt des Schürers freudig, indem ich die langen Buchenscheite in die Feuerung stieß. Mein Vater buk den knusperigsten Zwiebelplatz, und es strömte an schönen Sonntagen nur so herein in unsern Wirtsgarten, wenn in der Zeitung gestanden hatte: „Heute platze ich im Freien. Der Hirschwirt." Dann saß man in der Laube und trank neuen Roten und aß einen Morgen Zwiebelplatz und hörte den Reden meines Vaters zu. Seine Worte galten etwas bei den Leuten, und

man dachte daran, ihn trotz seiner Heiserkeit das nächste Mal in den Landtag zu wählen. Denn er imponierte auch wirtschaftlich durch seinen Mut, Neuerungen einzuführen. Er holte für die andern die Kastanien aus dem Feuer, probierte und verwarf und führte ein; und wenn er auch ein paarmal damit hereinfiel, so hatte er doch eine glückliche Nase darin und witterte die Neuzeit. Wir hatten die erste Wasserleitung in der Stadt, als noch alle Frauen und Mägde mit den Kupfergölten an den Marktbrunnen laufen mußten; er ließ zuerst die Dreschmaschine in unsre Scheuer ein, obwohl jedermann den Kopf schüttelte; er nahm eine Obstmühle, als überall noch der Mühlstein im Baumlauf die Aepfel zerquetschte, und eine Traubenraspel, als die Wingerter die Trauben noch mit den bloßen Füßen stampften, und er ließ das Haus weiß streichen zu einer Zeit, als alle andern Häuser grau oder grün gestrichen waren. Das leuchtete nun durch die Straße, man kam und krittelte, und im nächsten Sommer hatte der Nachbar sein Haus auch weiß gestrichen, und der Onkel Christian und der Vetter Gottlieb hatten die Ipser bestellt. Darüber freute sich

mein Vater ein Jahr lang. Dann ließ er unser Haus rot verblenden.

Mir war das Liebste am Haus das große Gastschild, das in einem grünen Kranze einen goldnen Hirschen trug, und ich bat meinen Vater, mich Maler werden zu lassen, ich würde dann unser Haus auf allen Seiten mit großen Blumen bemalen und oben im Giebel eine Sonnenblume, und für jedes Haus in der Stadt würde ich ein eignes Schild malen mit Tieren und Blumen und Girlanden. Jeder Wirt und jeder Handwerker müßte doch seins haben, und ich könnte gewiß mein Lebtag davon leben. Mein Vater würde sich alle drei Jahre ein andres Schild von mir malen lassen, und alle andern würden's ihm nachtun. Ich schwelgte in Geißböcken, Schwanen, Falken und Sternen mit Rosengirlanden und Buchenkränzen, ich sah mich oft auf einer hohen Malerleiter stehen und ein Haus ums andre bemalen, und wenn ich an einem fertig war, tunkte ich den Pinsel noch einmal in den Topf mit roter Farbe an meinem Gürtel und setzte darunter meinen Namen: Heinrich Frischwachs.

Es ist schade, daß mein Vater damals andrer

Meinung war als ich; ich glaube, er hätt's tun sollen. Vielleicht wäre ich noch etwas Rechtes geworden, und ich hätte einer ganzen Stadt meinen Namen aufgedrückt, wenigstens an die Häuser, anstatt daß ich jetzt in der Welt herumlaufe als ein Tunichtgut und niemand von mir weiß als ein paar Bettler und Armenhäusler.

Mein Vater wollte, ich sollte studieren. Das ging wohl auch ganz gut, denn ich hatte immer leicht gelernt. Schon als ich zum Vater selber in die Schule ging, merkte er, daß ich leicht faßte, und später hatte ich eine rechte Freude, so oft ich neue schöne Worte hörte und die lateinische Musik mir im Ohre klang. Und erst die griechische, und erst Homer! Es gab ein rechtes Glück für mich, das war: in einer stillen Stube zu sitzen und griechische Verse zu lesen. Das waren keine Worte, das war nur Gesang, und unterm Lesen tauchten Bilder auf, lebendig und schön, Reigen und Waffenklang und Gewänder und Schmuck. Aber wenn ich in die Schule kam, war's mit der Herrlichkeit zu Ende. Freilich war's noch Homer, und ich konnte fließend lesen, und der Professor rief mich am liebsten dazu auf, aber ich war wütend,

wenn er mich unterbrach, um an jede Silbe eine Belehrung und drei Fragen zu knüpfen. Es erschien mir einfältig und gemein, und ich hätte ihm oft ins Gesicht schlagen können, daß er das arme Schöne so verhunzte. Was lag daran, ob man jedes Wort in all seinen Winkeln richtig kannte und seinen Vater und Großvater und seine Söhne, Geschwister und Enkel, die ganze Wortfamilie. Der S i n n war immer klar und zum Dranlernen schien mir d a s zu gut. Ich habe auch alle meine Lehrer gehaßt bis auf einen, und am besten immer den Deutschprofessor; denn ich hatte Freude an den deutschen Dichtern und war empört, wenn der Professor vorlas: es war immer mit der falschen Betonung. Mit einer schnarrenden Stimme, in die Schwung und Wucht hineingelegt war, wurden Goethe und Schiller gekräht und mit einer Laterne hinten und vornen beleuchtet; jede heimliche Schönheit wurde ans Licht gezerrt und ihr der Hals abgedreht, jeder Zauber in Selbstverständlichkeit übersetzt und jeder Schmerz berührt mit tappenden Fingern. Wozu denn immer fragen? Es gibt in der Schönheit oft nichts zu erklären und zu verstehen, nur zu empfinden. Wozu denn fragen?

Es gibt im Leben oft nichts zu denken und auszusprechen, nur zu ahnen. Und die Menschen, die nicht ahnen und empfinden können, werden's nie begreifen. Den Kerlen war nichts heilig. Ich konnte mir nicht mehr helfen, ich mußte alles heimlich vorher lesen, ehe es in der Schule an die Reihe kam, denn das erstemal mußte ich's allein für mich haben. Dann ging ich und biß die Zähne zusammen, wenn's in der Schule gelesen wurde, und zitterte doch wieder, wenn eine schöne Stelle nahekam und verschlungen wurde. Ich konnte es nie begreifen, denn die Kühe und Ochsen draußen fraßen doch auch bloß ihr Gras und ließen die Rosen und Veilchen stehen.

Weil ich nicht Gastschildmaler werden durfte, hatte mir mein Vater zum Geburtstag eine Geige geschenkt, und er brachte mir selber die Anfangsgründe bei. Er hatte einen festen Strich und eine rauhe Art der Schule, und obwohl ich Freude am Geigen hatte, war mir doch immer auf die Stunde bange, wo ich die Finger aufs Griffbrett hinsetzen mußte und er kommandierte. Aber wenn dann die Sache im Gang war und meine halbe und seine ganze Geige zusammenstrichen, so gab's doch ein schönes

Klingen, und ich vergaß oft, daß er neben mir saß, und glaubte, meine Geige mache allein Musik, bis mich ein ungeduldiges Wort herausriß und er mit dem Bogen aufs Pult klopfte. Mein Vater war sehr jähzornig, und alles mußte wie geschmiert gehen, wenn er's sagte; am wenigsten vertrug er Widerspruch. Es konnte Momente geben, wo er sich nicht mehr kannte und wo man ihn nicht weiter reizen durfte. Meine stille Mutter verstand es freilich, ihn zu behandeln; aber wir Kinder hatten noch kein fremdes Menschenherz kennen gelernt und blieben bei dem, was unser Herz sagte. Heute weiß ich wohl, daß meine Mutter auch ein eignes Herz hatte, das wohl oft gezuckt hat, ehe es in ruhigem Schlag den Takt meines Vaters schlug und eine fröhliche Melodie sang.

Damals aber wußte ich's noch nicht, als ich an meines Vaters Seite geigte und mit ihm vom Blatte spielte.

„Fis," rief mein Vater dazwischen.

„Nein, Vater, f."

„Wenn ich fis sag', so spielst du fis, Bub."

„Aber Vater, 's steht doch f da in den Noten!"

Da wurde mein Vater blutrot im Gesicht,

daß ich Angst bekam, seine Zornader schwoll, und er schrie:

„Und wenn zehnmal f dasteht — wenn ich's sag', heißt's fis, du Herrgottsakermenter," und er schmiß die Geige an die Wand, daß sie in Stücke zersprang.

Seither spielten wir nicht mehr zusammen. Er sah mich unheilvoll an, ich ging meinem Vater aus dem Weg und sprach kein Wort mehr mit ihm, als wenn ich mußte. Ich verbiß mich in ein Schweigen, ich sagte auch meiner Mutter nicht mehr, was ich dachte, heucheln konnte ich nicht, und wo der Mund mir verbunden wurde, verschloß ich's im Herzen. Aber ich fing an, jedes Wort meines Vaters auf die Goldwage zu legen. Wenn er irgendwo unrecht hatte, so frohlockte ich, und mein Herz sagte nein, wo sein Mund ja sagte, auch wenn er recht hatte; ich sagte zu schwarz weiß, wenn mein Vater darüber urteilte, und das erst nur im geheimen. Aber als die Kampfstimmung wuchs und nach außen schlug, da sagte ich's auch meinem Vater ins Gesicht und zog den kürzeren. Es entstand eine Zeit dunkeln Streites und Widerspruches in allen Dingen, und ich

steckte meine Schwester damit an und zog sie mit hinein. Das verbündete uns noch fester, und obwohl wir damals uns oft schlugen und Händel hatten, vertrugen wir uns in diesem Punkt gut. Ich war jetzt ziemlich stark geworden und band oft mit meiner Schwester an mit Püffen und Hieben, die redlich heimgezahlt wurden; denn meine Schwester war immer stärker gewesen als ich. Aber eines Tages wurde es bluternst. Wir waren über einen Hasen in Streit geraten und gingen aufeinander los wie Kampfhähne; und da kriegte ich meine Schwester an beiden Handgelenken zu fassen und hielt sie, und sie konnte nichts machen, so sehr sie sich wehrte und wand: ich war stärker geworden als sie. Von diesem Augenblick an hatten wir uns lieber als vorher, wir schlugen uns nie mehr, und ich hütete und schützte sie.

Ich galt als unpraktisch bei meinem Vater, obwohl ich's eigentlich nicht war; ich hatte nur Freude an andern Dingen als er, und wenn ich mit Hand anlegen und ihm helfen sollte, so verlor ich mich bald in Träumereien. Das gab wieder böse Worte und verbitterte mich. Jetzt *wollte* ich gar nicht mehr helfen, und wollte

auch sein, wofür ich ihm galt. Und unser kleiner gelber Rattenfänger, das Schnauzerle, gab meinem guten Willen den Rest.

Wir hatten ihn vor Jahren als ganz junges Tierchen bekommen, gegen den Widerstand meiner Mutter, weil sie für ihre guten Stuben fürchtete. Aber wir wünschten es so, und der Vater tat uns den Willen. Es war ein köstlicher junger Schnauzer, goldgelb, mit treuen, braunen Augen und einer angeborenen Liebenswürdigkeit und Heiterkeit des Gemütes. Sein Schwanz war eine Seltenheit, ein natürlicher, kurzer Stumpfschwanz, und sein Vater war darum prämiiert. Der Schwanz leuchtete weiß, und da er immer in Bewegung war vor tiefem inneren Leben und im Dunkeln beinahe hin und her funkelte, so nannten wir ihn den Morgenstern. Meine Mutter ging drei Tage unwillig umher ob des Hundes und sprach ihren Unmut darüber aus, aber am dritten Abend sah ich sie mit einer Schale Milch heimlich an das Hundehäuschen gehen, wo sie ihn streichelte und fütterte.

Der Schnauzer war nun oft mein Trost, wenn ich niemand mehr hatte, der mich verstand. Ich nahm ihn heimlich mit in mein Zimmer

und sagte ihm alles und sprach mit ihm; er sah mich aufmerksam an, wedelte mit dem Morgenstern, sagte mir, ich solle nicht traurig sein, er wolle mir die Hand lecken und immer bei mir bleiben, und lockte mich wieder heraus in den Garten einer Katze nach. Er konnte auf schiefstehende Bäume klettern von Ast zu Ast, jagte die Raben auf dem Felde auf, weil er die Gesellen nicht leiden konnte, er konnte durch jedes Wasser schwimmen und noch dazu bellen. Er apportierte eine Ente, wenn man einen Stein ins Wasser warf, der untersank, und mein Vater mußte manchen blanken Taler auf den Tisch legen für ihn. Aber man konnte ihm nie böse sein, er war ein zu guter Schelm. Er wußte ganz gut, daß man nicht die Ente gemeint hatte, sondern den Stein gebracht haben wollte, aber er konnte sich den Spaß nicht versagen, da sein Humor unerschütterlich war. Er konnte richtig lachen, wenn man vergnügt war, indem er sein Maul offen ließ und die Lefzen herunterzog; er war oft auch sehr traurig in den Augen und konnte einen Schmerz tagelang nicht überwinden. Er ging einen halben Kilometer auf den Hinterbeinen und lernte

alles, was ein Zirkushund konnte, vom Zusehen.

Als er in Ehren grau geworden war, befielen ihn die Beschwerden des Alters; er hatte Asthma, bekam Krämpfe und nahm lästige Gewohnheiten an, und wir beschlossen, er müßte weg. Da gab ihn mein Vater einem Unbekannten auf die Alb, viele Stunden weit weg.

Ich trauerte um ihn und empfand erst jetzt, was er mir für ein Freund gewesen war, und erkannte unsre Hartherzigkeit. Es dauerte lange, bis ich mich darein gab, und schließlich dachte ich über meinen andern Nöten nur noch selten daran. Und eines Morgens im Winter, nach langer Zeit, sitzt der Schnauzer wieder in seiner Ecke beim Ofen, einen abgerissenen Strick um den Hals, keuchend, verwahrlost und schmutzig, und bettelt um Liebe und freut sich und lacht.

Da gab es einen Riß in meinem Herzen. Ich nahm den Schnauzer und fütterte und herzte ihn, und dann ging ich mit ihm hinüber in den Garten. Ich hatte nur ein scharfes Messer, ich streichelte ihn, küßte ihn und stieß ihm das Messer ins Herz.

Ich habe seither nie mehr darüber sprechen können, und meine Schwester weint, wenn ich so pfeife, wie wir unserm Schnauzer gepfiffen haben.

5

Das alles machte mich immer traurig, ohne daß ich recht wußte, woran es eigentlich lag. In der Schule wurde ich gleichgültig und ließ nach, was sich besonders in einem Fach bemerkbar machte, in dem ich nie ein Held gewesen war. Die Mathematik war meinem Hirn verschlossen. Zwar konnte ich vorzüglich Kopfrechnen, die Arithmetik hatte ich gern. Aber es gibt auch Menschen, die nicht musikalisch sind oder kein Talent zum Malen haben, und so wird es wohl auch Menschen geben, die kein Talent zur Mathematik haben; sie erschien mir zwar nie als eine Kunst, nicht einmal recht als Wissenschaft gegenüber anderm, aber ich tröstete mich mit diesen Gedanken und habe im Grunde immer eine Spur Mitleid gehabt mit den

großen Mathematikern. In meinen Kopf ging's nicht hinein, und schon das letztemal war's knapp am Sitzenbleiben gestreift. Zwar ließ mir der Vater Nachhilfstunden geben, aber ich hatte das Interesse verloren und ging dumpf weiter. Mochte ich das nächstemal durchfallen und ihnen Schande machen. Es war so schon so traurig bestellt, jetzt kam's darauf auch nimmer an. Es würde schon ein Ende geben irgendwie.

In dieses Dunkel fiel ein Funke, der leise aufglänzte und still erlosch.

Vor vielen Jahren hatte ich schon das Wort Lisa Grathwohl gehört, das hatte einen seltsamen Klang gehabt. Nun kam in meine Klasse einer, der hieß Gustav Grathwohl, aber der Klang von damals war nicht dabei; ich wunderte mich und hörte den Unterschied deutlich, wie eine Saite in mir mitzitterte, wenn jemand Lisa Gratwohl sagte. Und eines Tages sprach meine Schwester von einer neuen Freundin und sagte das Wort mit dem Klang. Ich fühlte, wie eine Blutwelle mir zum Herzen schoß, nahm meinen Hut und ging hinaus in den Weinberg. Dort stand ich lange, ich wußte nicht, wie ich hergekommen war, es war Frühling,

und die Sonne schien. Vor mir lag ein großer Block von Tuffstein, fast von Efeu überdeckt, und eine Eidechse saß unbeweglich darauf und sah mich an. Ich stand und dachte: Lisa Grathwohl. Dann öffnete ich die Lippen und sagte: Lisa Grathwohl, und erschrak, als ich's gesagt, daß die Eidechse es gehört hatte. Und dann sah ich, wie sie war, obwohl ich sie nie gesehen hatte. Ich sah in ein Gesicht und sah zum erstenmal mit Bewußtsein einen Menschen. Ich sah, daß er zart und lieblich war und gut wie kein andrer von denen, die ich kannte, und ich sah, daß er ein Mädchen war. Mir war, daß ich noch nie ein Mädchen gesehen hatte, und daß die Frauen, die ich kannte, etwas andres waren als sie. Ich zitterte und schloß die Augen, und auf einmal spürte ich die Sonne. Noch niemals hatte ich die Sonne so gespürt wie etwas Lebendiges, sie war warm und tat wohl, und als ich die Augen öffnete, da sah ich die Sonne zum erstenmal in meinem Leben. Ihr Schein lag vor mir und um mich, ich ging in Sonne, und sie lag auf meinem Scheitel. Ich nahm sie mit mir, wenn ich ging, und der Glanz war noch um mich, nachdem die Sonne am Himmel längst

untergegangen war. Ich ging wie im Traume heim und lag nachts im Bette wach von einem warmen Leuchten, das mein Zimmer füllte.

Am Morgen ging ich fröhlicher in die Schule als je seit Jahren. Und dort sah ich Gustav Grathwohl neben mir sitzen. Er war anders als früher, und ich erinnerte mich, daß er von jeher neben mir gesessen hatte, ohne daß ich es recht wußte; wir hatten miteinander gesprochen, von uns abgeschrieben und uns eingeblasen, aber so, wie wir's von allen andern taten; jetzt war auf einmal etwas Neues und Geheimnisvolles dabei, ein unerklärliches Band; ich behandelte ihn mit Achtung und suchte seine Freundschaft, weil er so hieß wie Lisa; ich wußte, daß er nicht mit ihr verwandt war, aber er trug ihren Namen, und das hob ihn vor den andern heraus. Dabei nahm ich jetzt wahr, daß ich jedesmal tief rot wurde, wenn Gustav aufgerufen wurde, weil ich den Namen allen laut preisgegeben sah. Und doch beglückte es mich.

Mit einem Schlage hatte sich mein Wesen verwandelt. Meine Trauer war verschwunden, ich war frisch und fühlte mich kräftig, und meine Mutter sah mich erstaunt an, als ich pfeifend nach Hause kam.

Und am Mittag dieses Tages sah ich Lisa auf der Straße. Ich kannte sie nicht, und ich kannte sie so gut; mein Herz schlug und schlug, ich wollte mich in eine Gasse drücken und konnte doch nicht, und ich zog den Hut tief vor ihr, als sie vorbeikam. Ich grüßte sie, und ich weiß nicht, woher ich den Mut dazu genommen. Und als sie vorüber war, da atmete ich auf und fühlte, wie es in mir strahlte und daß ich sie liebhatte.

Nun begann eine Zeit des Aufwachens für mich. Ich schämte mich, daß ich so unordentlich angezogen war, ich schämte mich meines linkischen Ganges; ich hatte meine Schwester lieber als vorher, nur mußte ich mich zusammennehmen, um nicht rot zu werden, wenn sie von Lisa sprach. Mit Gustav schloß ich feste Kameradschaft, und wir begleiteten uns täglich nach Hause abwechslungsweise. Meines Vaters Reden ertrug ich gelassener und fing an, wieder mit ihm zu sprechen und sogar offen mit ihm zu streiten. Ich fürchtete mich nicht mehr vor ihm. Und nun suchte ich Lisa zu sehen, so oft ich konnte, wenn auch nur von ferne. Ich kannte ihr Haus jetzt, und wenn ich daran

vorbeiging, pochte mein Herz schon in weiter Ferne. Ich erschrak vor Freude, als meine Schwester sagte, sie würde jetzt mit Lisa zusammen in die Singstunde gehen; war es möglich, daß ich sie je im Leben sprechen konnte? Ich war so glücklich, sie nur zu grüßen. Aber nun zerbrach ich mir den Kopf, wie ich es anfangen sollte, ein Wort mit ihr zu reden. Ich wollte ihr einen Ring nachtragen und sie fragen, ob sie ihn vielleicht verloren. Zehnmal wartete ich sie ab, aber wenn ich sie sah, gebrach mir aller Mut, und ich ging an ihr vorüber, nur um sie zu grüßen. Sie grüßte immer wieder, und ich danke ihr heute noch für diese köstliche Gabe des Kopfneigens und Lächelns, das mich so reich und glücklich machte.

Ich stieg mit Gustav auf unsern Kirchturm hinauf, um von dort oben ihr Haus zu suchen. Ich ging die gleichen Stufen, die ich mit meiner Schwester einst gegangen war, um Dohlen zu holen, aber ich konnte jetzt drei zugleich nehmen und stürmisch hinaufspringen und dachte nicht mehr ans Stufenzählen. Und oben sah ich, wie schön unsre Stadt war. Die rotbraunen Giebeldächer der engen Straßen, die in der

Sonne lagen, und andre im dunkelblauen Schatten, ein Rauchwölkchen aus Schornsteinen, ein grüner Garten hie und da, und an den Enden die alten Reichsstadttürme. Die Menschlein in den Straßen waren wie schwarze Ameisen, und mich packte ein plötzliches Verlangen, den guten Leuten da unten auf die Köpfe zu spucken. Ich tat's auch, aber es reichte nicht so weit. Und weiter draußen lockten die Weinberge und dahinter die kühnen und trotzigen Formen der Albberge mit Rasen und dunkelm Laubwald. Und ganz weit draußen glitzerte der Neckar.

Da faßte mich eine helle Lust, fortzugehen auf diese Berge und in diese Wälder und an den Fluß und es ihnen allen zu sagen, wie lieb ich Lisa habe.

Und ich fing bei meiner Eidechse an. Jeden Abend ging ich hinauf in den Weinberg, wartete sie ab und sagte zu ihr: Ich habe Lisa lieb; sie sah mich an und lauschte, und sie kannte mich, wenn ich kam, und floh nicht mehr. In den Ferien aber wollte ich in den Wald gehen.

In der Schule raffte ich mich kraftvoll auf. Zwar war ich stundenlang in Gedanken bei Lisa und hörte kaum, was gesprochen wurde; aber

es ging trotzdem viel besser als zuvor, und ich würde im nächsten Frühjahr damit fertig sein. Aber ich empfand die Demütigungen in der Schule noch tiefer als bisher und lebte wie seit Jahren in beständiger Aufregung und Angst vor jedem neuen Tag.

Die Ferien kamen näher, und ich freute mich heimlich auf den Wald und auf das schöne Leben. Die Ferien begannen, und am ersten Tage sagte mir meine Schwester, daß Lisa sich morgen verloben werde.

Ich sagte nichts, sah sie nur an und ging fort. Ich lief die Straßen durch die Stadt, die Leute standen und gingen wie Holzpuppen umher; ich kam durch ein Dorf, sprang über einen Bach und ging einen Berg hinauf. In den ersten Stunden dachte ich nichts; ich marschierte auf der Landstraße, stolperte über große Heiden, kam durch Wälder, aber sie waren fremd und leblos, und mein Gehirn arbeitete nicht mehr. Ich hatte nur ein unbestimmtes Verlangen in mir, vor dem mir graute und das ich nicht zu denken wagte, aber es war ein unabänderliches Ziel, und ich verheimlichte meinen Gedanken vor mir selbst. Ohne Bewußtsein

ging ich und ging, an Brunnen und Häusern vorbei, und ich hatte eine Art Freude, daß jetzt mein Ziel nahe sei; ich wußte weiter hinten Felsen, die senkrecht ins Tal abstürzten, mitten im Gebüsch. Ich kam an den Wald und sah die ersten Felsen weiß durch die Bäume schimmern, und ging über den Acker, hinter dem der Rand mit dem Buschwerk begann. Ich faßte einen bestimmten Punkt ins Auge, auf den ich loshielt, dort wollte ich über die Felsen gehen.

Ich dachte nichts weiter, ich fühlte keinen Schmerz, ich wußte nur, es mußte so sein. Ich stand am Rand, packte das Buschwerk und schlug es auseinander und hob den Fuß zum letzten Schritt. Da lag vor mir ein tiefes Tal in grünen Wiesen, und ein Bach glänzte in Windungen hindurch; eine blendend weiße Wolke stand am blauen Himmel und spiegelte sich in einer Windung des Baches; und zu beiden Seiten stiegen die schroffen Felsen auf, weiß und grau, ein verborgener Wasserfall rauschte, und Sonne füllte das ganze Tal. Ich schaute nur, und es schoß mir heiß die Backen herunter. Da ließ ich das Buschwerk fahren, warf mich in die Ackerfurche und schluchzte.

Ich biß in die Krume, ich nahm Gras zwischen die Zähne und krallte mich in die Erde ein. Es ging ein Geruch von ihr aus, der mich kräftigte, und ich legte mich fest an sie wie in starke Arme, die mich an der Brust hielten. So lag ich endlos lange, und die Tränen hörten nicht auf.

Aber als ich satt geworden war von meinen Schmerzen, stand ich auf und ging landeinwärts. Ich kam auf eine freie Heide mit vereinzelten gewaltigen Bäumen und legte mich unter eine alte große Buche hin.

Da fiel mir wieder meine ganze schöne und traurige Jugend ein. Warum hatte mich mein Vater nicht verstanden und mich in die Irre getrieben, daß ich stumm und verstockt im Dunkeln ging, einsam mitten im Leben der Familie? Warum hatte ich keine Begabung für Mathematik und mußte unaufhörlich vor jeder Stunde zittern und auf Arrest und Nacharbeiten gefaßt sein? Warum hatte ich niemand, der mich liebhatte, und warum hatte mir Gott die Lisa gezeigt und mir eine tiefe Liebe zu ihr ins Herz gelegt? Warum hatte er mir das einzige genommen, das mich wieder ins Leben hob und auf einem abschüssigen Pfade aufhielt?

Ich fand keine Antwort und hielt meine Schmerzen still und bang verschlossen.

Da hörte ich einen leisen Knall wie einen Pistolenschuß aus weiter Ferne; ich wußte, was es war; ich lag auf der Fohlenweide eines Gestüts, das unserm König gehörte, und der Roßhüter trieb jetzt heim. Da erwachte eine leise Freude in mir, denn es war immer unser Lieblingsplatz gewesen und unsre heimliche Lust, die schönen, wilden Fohlen springen und spielen zu sehen. Ich richtete mich auf und sah die schwarzen und braunen Punkte in der Ferne in Rudeln stehen und freute mich auf sie. Sie kamen näher und näher, manchmal galoppierte ein Haufen im Mutwillen daher, hielt wieder still und wartete auf die andern: einige stiegen in die Höhe und spielten miteinander. Dann warfen sie sich auf den Hinterbeinen herum und rasten wieder in entgegengesetzter Richtung weiter, um bald wieder zu halten und zurückzukommen; eins warf sich auf den Boden und wälzte sich in der Abendsonne, oder es trabten zwei zusammen und hatten die Mäuler beieinander und leckten sich im Traben wie in guter Liebe. So kamen sie zu mir und freuten mich

und zogen an mir vorbei heim in den Stall. Da wandte ich mich und schritt rüstig die Straße weiter und hieb den aufgeschossenen Stengeln die Köpfe ab und sprang den Berg hinunter und schritt der Heimat zu. Das Leben hatte mich wieder an seine Hand genommen und zog mich mit sich und führte mich durch neue Tore in stille und dunkle Gassen.

In diesen Ferien griff ich wieder zur Geige; ich übte viel und brachte mich ein großes Stück vorwärts. Ich ging in die Berge und strich auf den Straßen der Alb umher. Von einem Kesselflicker erhandelte ich unterwegs eine alte Geige mit großem und weichem Ton, Gott weiß, wem sie gehörte, und trug sie glücklich unterm Arme heim. Wenn ich sie spielte, so dachte ich an Lisa und trug eine reine und schöne Freude an ihr mit mir herum: ich war froh, daß ich ein schönes und gutes Mädchen geliebt hatte und daß ich die Trauer um sie in mir verschließen konnte. Und als der Winter kam, setzte ich mich hinter die Bücher und schaffte, denn ich wollte endlich meine Demütigungen vom Halse haben. Ich bestand im Frühjahr die Prüfung gut und war nun frei: das Leben

fing jetzt an. Es lag vor mir ausgebreitet wie ein großes Feld von Früchten, ich durfte nur zugreifen und mir die besten auslesen. Ich wollte sie mir alle ansehen und hie und da kosten und einen Apfel anbeißen, eine Birne oder einen Pfirsich, und das, was mir am besten schmeckte, wollte ich nehmen und in meinen Garten pflanzen und davon leben. Es war so leicht und schön, und die Erde war nur Blüten und Duft und Sonne.

6

Meines Vaters Gesicht hellte sich auf, als ich gerüstet vor ihm stand, um die Universität zu beziehen. Sein Stolz war erregt und sah mich schon eine schöne Stufenleiter erklimmen. Die Wahl war einfach und naheliegend. Ich sollte Jurist werden; es gab keine angenehmere Stellung im Leben, man hatte nicht viel zu tun, genoß Ansehen bei allen Leuten und konnte täglich sein Vesper oder den Kaffee in der Weinstube würzen, wie es Amtsrichter und

Rechtsanwälte in unsrer Stadt taten. Außerdem war der Onkel Christian Landgerichtsrat und riet dazu. Ich war damit einverstanden, denn ich wußte keinen Gegengrund, und so bezog ich fröhlich eine große Universitätsstadt mit einer berühmten Fakultät. Gustav ging mit. Vorderhand wollte ich aber einmal sehen, was eigentlich das Leben war. Das Leben, das für mich noch keinen rechten Sinn und Inhalt hatte, das man notwendig leben und durchlaufen mußte, ohne daß man es wollte.

Ich kam zum erstenmal in ein Theater, und ich hörte Musik. Es ergriff mich in allen Grundfesten meines Wesens, und ich beneidete die Glücklichen, die so etwas konnten: andre Menschen ergreifen und hinreißen. Sie wußten, was das Leben war; ihr Leben war ausgefüllt mit einem Großen, dem Größten auf der Erde: Schönheit zu geben. Sie waren stark und hoben die Armen vom Boden auf, die im Dunkel und Staub hinkrochen, und gaben ihnen Freude. Sie waren das Leben wert.

Natürlich besuchte ich immer die Galerie, um so oft wie möglich hereingehen zu können, unter Rücksprache mit meinem Geldbeutel. Dort oben saß ich mit geschlossenen Augen und jauchzte

bei jeder Schönheit, hörte zu, als ob Spiel und Musik nur für mich aufgeführt werde, und gab meinen Beifall nach Herzenslust zu erkennen. Oft stand ich stundenlang vor dem Theater, um ein Billett zu bekommen, und bei den großen Wagnerstücken nahm ich zwei Mahlzeiten mit, weil ich von Mittag bis Mitternacht warten und hören und sehen durfte.

Und ich sah Bilder und Skulpturen. Ich stand vor jedem lange still und lebte mich in das hinein, was es vorstellte; ich las aus jedem Werk noch das Gesicht des Künstlers heraus und sprach mit ihm. Ich lobte und tadelte nie. Ich wollte verstehen. Auch das, was mir nicht gefiel, wollte ich aus der Seele des Schöpfers heraus begreifen und so erfahren, was für ein Mensch es war, der hinter dem Werke stand. Dabei kam ich noch oft in Streit mit Gustav, der seine Meinung kurz und bündig hinwarf.

Nebenbei steckte ich meine Nase auch in die Bücher; aber was ich las und hörte, schien mir nicht besonders verlockend, und ich schlug sie wieder zu, um zu anderm zu greifen: Romane und Gedichte. Die Romane behagten mir nicht; freilich, ich kam mit einem Herzen voll Mörike

her und war stolz auf ihn als sein Landsmann, viel stolzer als auf Schiller. Da waren die Lyriker andre Leute, sie hatten Herz und Takt und Musik.

Dazu trieb ich naturwissenschaftliche Studien auf eigne Faust, und staunte, und es tat mir leid, daß wir in der Schule so viel kostbare Zeit nutzlos vergeudet hatten, um ewig neu die Geschichtsdaten zu lernen und einen klassischen lateinischen Stil zu schreiben oder um Mathematik und tausend andre Dinge zu lernen, die für mich von vornherein wertlos waren. Man sollte sein Gedächtnis üben und seinen Geist daran schärfen, waren die Phrasen der Lehrer. Warum ums Himmels willen konnte man das nicht an Zoologie und Botanik, an richtiger Physik und Chemie? Das aber war uns vorenthalten geblieben, worauf das ganze neue Leben sich gründet.

In diesem schönen Lotterleben fühlte ich mich trotz allem wenig befriedigt; ich wollte selber etwas leisten, und so schlug ich die Juristenbücher wieder auf. Es war nun einige Zeit verflossen, und ich mußte mich notgedrungen intensiver mit ihnen abgeben. Was ich fand, verstimmte mich. Die Professoren, meist alte, mir widerwärtige

Kerle, erregten meinen Widerspruchsgeist, und die Bücher schienen mir auf meine Fragen oft verkehrte Antwort zu geben. Ich arbeitete mich tüchtig hinein und wurde immer trauriger. Mein Herz hätte regelmäßig freigesprochen, wo eine Verurteilung verlangt war, und hätte verurteilt, wo das Juristenrecht freisprach. War das das Recht? Mußte man in die alten Schläuche nicht unaufhörlich neuen Wein füllen, wenn sie für eine neue Sittlichkeitsauffassung genügen sollten, wie sie unter dem Einfluß der Naturwissenschaften und durch die Vertiefung des persönlichen Innenlebens sich bildete? War unsre Zeit nicht in lebendiger und rascher Entwicklung, die einen neuen Geist verlangte für die alten Formeln? Ich sah: man konnte eine Formel auslegen, wie man wollte, drehen und wenden; ging es da nicht wie mit den Bildern und ihren Schöpfern? Kam es nicht auf das Herz an, das dahinter stand, und nicht auf Formeln und Paragraphen? Ich sah, wer ein warmes Herz hatte, der konnte sein Herz aus dem toten Wort sprechen lassen und es zum Leben rufen; wer ein Rechtsmensch war, der sprach ein Recht, das für uns tot und lange

gestorben war. Und ich sah mir die Leute an, die heute lehrten und Recht sprachen, und alle meine Fachkameraden. Mich wunderte, daß sie so wenig wußten vom Menschen, über den sie urteilten und über den sie sich als Richter stellten. Keiner meiner Kameraden wußte, wie ein Mensch innerlich gebaut war, wo seine Nerven und Blutgefäße liefen, wie Herz, Lunge und Nieren beschaffen waren; keiner von ihnen wußte von der Zelle und ihrer Bedeutung; keiner von ihnen wußte, wie er selber innerlich aussah, auch nur körperlich; keiner von ihnen hatte vollends einmal über seine Seelenbeschaffenheit, über seine eigne Schuld oder Unschuld, über seine innere Berechtigung zum Richter nachgedacht; wie konnten junge Menschen und alte Spießer, die ihre eigne Psyche nicht kannten und dem Nebenmenschen niemals psychologisch nahe kamen, sich ein Urteil über andrer Menschen Inneres herausnehmen? Wie konnten sie einen kranken Menschen verstehen, der doch anders handelt als ein gesunder, und über Menschen urteilen, wenn sie nicht ihre Schmerzen verstanden, die uns doch alle auf Irrwege treiben? Durfte man über andre urteilen, ehe man sich

nicht in ihren Gedankengang hineingelebt hatte, der sie zu einer Tat trieb? Und mußte man, wenn man das tat, sie nicht verstehen? Wenn man aber verstand, konnte man nimmer richten. Und ich verstand so gut. Ich hätte nie eine Kindsmörderin verurteilt, weil sie in Not, in Schwäche und Aufregung handelt, in einem nicht normalen und gesunden Zustand. Aber ich hätte viele Richter und Staatsanwälte verurteilt, wo sie ein lächerliches Recht sprachen. Warum konnte man sie nie packen, waren sie unantastbar in ihrer Person? Ich kannte so viele und ihren Bildungsgang und ihre Seelenverfassung. Die Bildung reichte nicht über die Juristerei hinaus, ließ Naturwissenschaften und Kunst unbehelligt und verstieg sich nie zu einem Menschentum. Die Seelenverfassung hatte sich an Biertischen und Kneipen gekräftigt und bei Dirnen und Kellnerinnen ihre Weihe geholt, sie kannten unter sich nichts als die Zote, aber sie machten Bücklinge vor den Mädchen der Gesellschaft. Zum Teufel, das war Heuchelei. Mir trieb's das Blut ins Gesicht, wenn ich einen Burschen ein gesundes und reines Mädchen durch gesellschaftliche Liebenswürdigkeit blenden

sah, von dem ich wußte, daß er diese Nacht von der Dirne kam.

Freilich, ich selber war nicht schuldlos. Ich steckte im Schmutze so tief wie jeder andre, ich habe alles Schlechte getan, was ein Mensch tut, und habe es nachher in Schmerzen gebüßt. Das will ich alles auf meine Kappe nehmen, wie ich muß, obwohl ich es vorher nicht kannte; und ich habe oft mit Trauer gedacht, warum ich zu Hause niemals ein Wort der Aufklärung bekommen und alles selber am eignen Leibe erfahren mußte. Ich floh zu Frauen, als ich in meiner Unbefriedigtheit verzweifelte, aber ich war nie gemein im Grunde; ich suchte Rosen im Schmutze, ich wollte Liebe haben und Liebe geben. Ich gab immer mehr als ich empfing und sah im geringsten Weib noch den Heiligenschein, vor dem ich kniete. Ich hätte so gerne irgendein verachtetes Geschöpf an mein Herz gezogen und ihm eine große Liebe geschenkt, um es rein und glücklich zu machen.

Daraus habe ich nie ein Hehl gemacht und habe den Staub, der an mir ist, nicht verborgen. Ich leitete mir aber auch ein Recht daraus ab, den Staub, den ich an andern sah, zu bekennen

und sie darum zu verachten, so wie ich mich verachtete, die Gemeinheit aber zu geißeln und an den Pranger zu stellen; denn ohne Kritik konnte es keinen Fortschritt geben.

Pfeifendeckel, Fortschritt. War's möglich? Es gab da ein Gebiet im menschlichen Leben, an dem alle Entwicklung der Neuzeit spurlos vorübergegangen war. Ueberall war Frühling im geistigen Leben, es sproßte und trieb mit einer nie gekannten Kraft, man riß die Fenster auf und ließ Licht und frische Luft herein. Wie ein Rausch der Genesung war es über uns gekommen, eine lange verhaltene Kraft schoß und sprudelte aus neuen und alten Quellen und riß sich frische Bäche in die alte Erde. Die Künstler hatten die Augen bekommen für das Innerliche jedes Geschöpfes, sie malten die Luft, sie malten die Wolken, sie malten Bäume, die sangen, und Krüge und Töpfe, die lachten und weinten und eine Seele hatten: ihre Seele. Die Dichter hatten den Ausdruck der neuen Zeit gefunden nach langer Dürre und strömten ihr Blut in die Welt. Die Musiker rangen und suchten. Die Technik übernahm die Führung über alle Länder, und die Wissenschaft atmete

auf wie in der Morgenluft. Die Naturwissenschaften befruchteten sich und trugen nie geahnte Blüten und Früchte. Die Medizin vertiefte sich, und das Messer der Chirurgen wagte sich an Hirn und Herz mit großem Glück; selbst bei den Theologen wehte, noch zaghaft, ein frischer Wind, und eine streitbare Jugendkraft brach mit überlebten Vorurteilen; sie fand zuweilen schon den Mut der persönlichen Ueberzeugung und setzte sie durch gegen vertrockneten und abgestorbenen Formelkram.

Aber die Juristerei saß ruhig auf ihren Lorbeeren, aufgeblasen und dünkelhaft, und fühlte sich als Richter und Herrscher über die ganze Welt. Rückständig bis in die Knochen und am toten Buchstaben klebend. Es gab Ausnahmen, natürlich. Ich kannte einen mit schneeweißem Haar und einem Feuergeist, der war aber kein Jurist, sondern ein Mensch; und wo ich noch sonst, ach, so selten, einige sah, da waren es hervorragende Menschen, Künstler und Kinderherzen unter einer Juristenhaut. Sie waren nicht die Juristen. Ich sah, daß es auf die Persönlichkeit ankam, die urteilte. Ich fand in den Urteilen des obersten Gerichts über jeden

Fall zwei entgegengesetzte Entscheidungen, wenn ich nur suchte, und ich hätte mir wohl gern den Spaß gemacht, zwölf verschiedene Gerichte gleichzeitig mit derselben Frage zu befassen; ich wußte, sie würden zu zwölf verschiedenen Entscheidungen gekommen sein, zu Schuld- und Unschuldspruch mit allen Nuancen dazwischen.

Dazu war alles, was ich las, in einem miserabeln Deutsch abgefaßt, das mir das Herz im Leib umdrehte. Wo waren die Juristen geblieben, da man die neue Welt verteilte?

Unlustig und unglücklich lebte ich dahin, und es fehlte die rechte Kraft und Freude. War das alle die Jahre wert, die hinter mir lagen in Schmerzen, und die vor mir kommen mußten und gehäufte Schmerzen bargen? War das der Inhalt des Lebens? Und was konnte ich in dieser Art Leben leisten?

Da fiel ein Licht auf mich, das allen Abgrund erhellte.

Seit kurzem begegnete ich in einer Gasse oft einem jungen Menschen in abgerissenem Kittel, der merkwürdig leuchtende Augen hatte. Ich kannte ihn nicht, aber als ich ihm zum zweitenmal begegnete, mußte ich ihn grüßen.

So gingen wir einige Tage aneinander vorbei, bis ich ihn eines Abends bei Gustav traf. Wir sahen uns an und lächelten. Und als wir uns die Hand gaben, wußten wir, daß wir Freunde waren. Er war Buchhändler und lud mich ein, ihn zu besuchen, um seine neuen Bücher zu sehen. Ich nahm mit Freuden an.

Peter bewohnte eine kleine Stube vor der Stadt, die mit Büchern angefüllt war; auf dem Tisch stand ein Wasserglas mit einer roten Rose. „Ich habe sie im Abonnement, die Rosen," sagte er; „jeden Morgen gehe ich an einer Gärtnerei vorbei, und habe mit dem Gärtner verabredet, daß ich irgendeine Rose auslesen und mitnehmen darf."

Ich erzählte ihm von unserm Garten daheim und von dem blauen Flieder, der in großen Büschen über die Straße hing und von dem sich die Knechte brachen, um ihn den Pferden hinter die Ohren zu stecken.

„Das muß schön sein bei Ihnen. Erzählen Sie mir doch mehr von zu Hause."

Und ich erzählte, und während ich sprach, sah ich meine Mutter durch Türen und Flure gehen, sah meine Schwester und mich auf

den Kirchturm steigen und Dohlen holen, sah uns im Kastanienbaum oben sitzen und das Gespräch der Leute belauschen, die unten vorbeigingen.

„Wir saßen einmal oben im Laub versteckt mit einem Kameraden und lasen Bücher. Da kam meine Mutter mit einem fremden Besuch, und sie setzten sich auf den kleinen Hügel unter unserm Kastanienbaum. Wir verhielten uns mäuschenstill und freuten uns über alles, was unten gesprochen wurde, denn es war manches dabei, was wir nicht hören durften. Wir stupften uns und verhielten das Lachen; nur ließen wir ihnen von Zeit zu Zeit ein Kastanienblatt auf die Köpfe fallen. Aber als nun der fremde Gast anfing, von dem Kameraden zu reden, der mit uns oben im Baume saß, und von seiner Unart und der Schwäche seiner Mutter, da konnten wir uns nicht mehr halten. Wir brachen in schallendes Gelächter los, worüber die Frauen entsetzt aufsprangen. Die Dame war sehr geknickt, als sie erfuhr, wer da oben saß, und meine Mutter rief, wir sollten herunterkommen. Wir taten's aber nicht, und holen konnte uns niemand in unsrer Höhe."

Peter lachte herzlich darüber. „Sie haben Ihre Mutter sehr lieb?"

Ich nickte. „Ja. Sie ist so gut wie kein Mensch mehr. Wir hatten einmal ein Mädchen, das uns treu diente. Eines Vormittags wollte meine Mutter Wein aus dem Keller holen, aber der Kellerschlüssel fehlte; sie stieg mit ihren vielen Krügen, einen an jedem Finger, hinunter, und ich trug das Licht. Die Tür stand offen, und unten saß vor unserm besten Faß das Mädchen und hatte Wein in drei Flaschen abgefüllt. Sie erschrak und konnte kein Wort sprechen.

„‚Was ist denn das, Guste?' sagte meine Mutter.

„Das Mädchen sagte trotzig und verwirrt, sie habe einer kranken Freundin Wein bringen wollen. Meine Mutter, die gut wußte, daß es gelogen und daß der Wein für einen Schatz bestimmt war, sagte freundlich: ‚Guste, bring den Wein nur deiner Freundin; aber das nächste Mal sagst du mir's vorher; ich werd' ihn dir geben. Der Herr erfährt nichts davon.'

„Da brach die Guste in Tränen aus und bat um Verzeihung. Mein Vater hat nie

etwas davon erfahren, er hätte sie fortgejagt, und die Guste diente uns viele Jahre; sie hing mit einer großen Liebe an meiner Mutter."

Peter hatte eine Unmenge Bücher und Schriften daliegen. „Wollen Sie ein paar haben? Ich habe so viele Bücher, aber keines freut mich ganz, wenn ich's allein bei mir verschließe; Sie müssen sich ein paar heraussuchen."

Ich tat's sehr froh und sagte, daß bei mir zu Hause Bücher verpönt seien, weil sie nicht nützlich waren. Geliehen oder aus dem Bücherzirkel konnten wir haben, aber selber kaufen war ein Unfug. Dazu war das Geld nicht vom Herrgott geschaffen worden.

Da schenkte mir Peter drei schöne Bücher und schrieb seinen und meinen Namen hinein. „Ich mag nicht gern verleihen, lieber will ich's Ihnen schenken."

Ich war glücklich und dankbar.

Und dabei warf ich einen Blick auf den Tisch, auf dem die Schriften lagen. Er gab mir einen zerrissenen Zettel in die Hand. Mechanisch las ich und sah, daß ein Vers darauf stand, eine kurze Strophe.

„Das ist hinreißend schön," sagte ich. „Wer hat das gemacht?"

Da sah ich ihm ins Gesicht und wußte es. „Sie sind ein Dichter," sagte ich leise.

Er sah mich traurig an. „Ich glaube, daß ich's bin."

Von nun an waren wir oft beieinander; ich war beglückt in seiner Freundschaft, bewunderte und liebte ihn. Wir gingen miteinander spazieren und ins Wirtshaus, wir lasen uns Bücher vor und hielten oft unsre Hand. Es war ein Leben von einem zum andern, das uns reich und froh machte.

Er nannte mich „Frühling" und behauptete, mein drittes Wort sei „der Frühling"; als ich mich wehrte und mir's verbat, lachte er und sagte, ich solle doch froh sein, er sei nur ein Spätling.

Er war schön und geistreich, und traurig bemerkte ich, wie arm und einfältig ich war und wie wenig ich zu geben hatte; ich wurde ganz still, wenn er seine Geige holte, denn davor konnte ich mich ins nächste Mausloch verkriechen mit meiner armseligen Geigerei, so schön und süß und traurig spielte er. Aber er umarmte

mich dann und behauptete, ich sei ihm mehr wert als das bißchen Verstand, das er habe, und spottete über sich.

„Du Frühling du, was machst für Sachen; weißt du, wenn ich dich nicht hätte.“

Aber er kehrte immer alles um. Er war's, der gab und schenkte aus seinem ganzen großen und zarten Herzen, er hielt mich aufrecht in meinem dunkeln Irren und tröstete mich, wenn ich verzagte. Und wir haben manchmal in einer Mondnacht auf einer Brücke gesessen und stundenlang miteinander geredet und geschwiegen und uns das Heimlichste und Reinste unsers Herzens sehen lassen. Ich habe in meinem Leben das Glück gehabt, einen Mann zu finden, der ein Kind war und ein heimlicher König; geächtet zwar, wie alles Große und Gute geächtet ist zu irgendeiner Zeit, aber um so stolzer und reicher. Er hat mich in keiner Not verlassen und hat immer das Beste meines Herzens gewußt. Das ist mein köstlichster und reinster Gewinn vom Leben gewesen.

Ich bin oft in der Nacht gelegen mit geschlossenen Augen. Dann sah ich ihn durch eine Gasse gehen, die dunkel war; aber um ihn

war Helle und Leuchten, und wo er hinging, wurde Licht und Tag und sank hinter ihm ins Dunkel zurück.

7

Am gesellschaftlichen Leben der Stadt nahm ich wenig Anteil. Ich empfand dunkel und mit ärgerlicher Scham, daß ich keine gute Figur machte in meinem ungewandten und kleinstädtischen Wesen, und die Fräcke und Phrasen des guten Tons waren mir zuwider, denn ich spürte die Unwahrheit dahinter. Ich verkehrte im Hause eines Juristen von Rang, dessen Gemahlin junge Künstler, Schriftsteller und Studenten um sich versammelte.

Eines Abends war ich wieder da. Die alten Gesichter der lebhaften Dame und des mürrischen Hausherrn, der gute Miene zum bösen Spiele machte, junge Mädchen, hungernde Künstler und üppige Studenten. Ich hielt mich zurück, denn es war wenig anders als eine gute Abspeisung, und besonders war mir die Sitte

lächerlich, am Ende sich ringsum die Hand zu reichen und Mahlzeit zu sagen. Meines guten schwäbischen Grüß Gotts hätte ich mich schämen müssen, wo ein geringes und schlechtes norddeutsches Wort den Ton angab. Ich brachte es nicht über den Mund und blieb steif stehen, so töricht ich mir selber dabei vorkam. Da sagte eine leichte spöttische Stimme neben mir: „Sie setzen sich über die guten Formen weg?"

Ich sah in ein Paar graue Augen, die aus einem feinen, blassen Frauengesicht schauten. Ich hatte schroff erwidern wollen. Jetzt sagte ich nur: „Sie haben recht, ich bin ungeschliffen." Es war noch verhaltener Aerger in meinem Ton, und sie sagte freundlich: „Seien Sie nicht böse, Sie sind ganz vernünftig. Ich schätze die Formen, wo sie hergehören. Aber Ihre Form ist es eben — keine zu haben."

Während sie sprach, sah ich ihren Mund, der fein gebogen war und etwas Herbes und Kühles war. Ich sah, daß sie traurig war und daß sie die Trauer hinter einer spöttischen Miene zu verbergen gewohnt war.

„Woher kennen Sie mich denn?" fragte ich. Sie sah mich lächelnd an. „Sie tragen ja Ihr

Herz auf der Stirn." Ich war noch gereizt. „Und wie ist denn mein Herz beschaffen?" —

„Das sollte ich Ihnen eigentlich nicht sagen." Sie warf einen offenen Blick auf mich. „Aber in Ihrer Form gesprochen: gut ist es."

Ihre freie und offene Art tat mir wohl, und ich hatte die Empfindung, daß ich noch nie eine so reine Stirn gesehen hatte.

„Ich glaube, Sie irren sich. Ich bin schlecht und bin nichts als ein trauriger Bursche, der nicht hütt und nicht hott weiß."

„Sie sind doch ein Mann, denke ich."

„Das glauben Sie selber nicht. Ich will einer werden, aber ich bin's noch lange nicht."

Meine Stimme mochte etwas Verzweifeltes haben, denn sie sah mich an und sagte herzlich: „Das freut mich; ich habe noch nie einen Mann gesehen, der das sagte."

Wir standen vor einem kleinen Bild, das dunkel gehalten an der Wand hing; ein kleiner grüner Krug mit Veilchen auf dunkelblauem Grund; aber eine unersättliche Traurigkeit lag darüber, der Krug und die Veilchen weinten, als ob sie Menschen wären.

„Wissen ist nichts. Gefühl ist alles," las ich.

„Es ist von der Röderstein," sagte sie; und mit einem Bedauern im Gesicht: „Aber es gehört nicht hierher."

Ich sagte leise: „Die Veilchen sind so traurig wie Sie."

„Bin ich denn traurig?"

Ich lächelte, wie sie vorhin gelächelt hatte: „Sie verbergen Ihre Traurigkeit hinter Ihrem Mund."

„Und Sie sind ein ungezogener Mensch."

„Ich habe niemand gehabt, der mich gezogen hat."

„Niemand? Und Sie selber?"

„Es ist so schwer, den rechten Weg zu finden."

„Ich werde Sie ziehen. Besuchen Sie mich einmal, wollen Sie? Mein Atelier ist —" und sie nannte eine Straße.

Ich wollte gerne. Ich war froh, von dieser Hand gezogen zu werden, die mir wohl tat. Und ich tat, was ich noch nie getan hatte, ich küßte ihre Hand beim Abschied. Ich war so dankbar, daß sich ein Mensch meiner annehmen wollte, und als ich die zarte, weiße Hand in der meinen hielt, da war sie mir das Heiligste, das ich empfinden konnte.

Erst hinterher fiel mir ein, daß ich noch nicht einmal ihren Namen wußte. Aber ich kannte Straße und Hausnummer, und schon an einem der nächsten Tage ging ich hin. „Anne Rosen" las ich an der Tür.

Die Malerin empfing mich freundlich. „Ich habe auf Sie gewartet. Wir wollen ein wenig plaudern. Nehmen Sie Tee oder Portwein?"

Ich nahm ein Glas von dem süßen, dunkelroten Wein und sah die Bilder an, die herumstanden. Es waren einige Landschaften, merkwürdig herb und rein in der Stimmung.

„Es ist Morgenluft in ihnen," sagte ich. —

„Ja, ich male gern morgens in der Früh, wenn die Leute noch in den Federn liegen."

„Wie schön das ist! Wenn ich doch Maler wär'! Es ist noch Dämmerung, Morgengrauen. Die Sonne wird in einer Viertelstunde aufgehen, und eine Amsel singt von einem hohen Baum. So malen Sie."

Sie sah mich fast erstaunt an. „Ich hätte das nicht hinter ihnen gesucht. Sie sind Jurist, nicht wahr?"

„Ich glaube."

„Sie glauben? Ja, es ist ein trockenes Handwerk, und Sie taugen nicht dazu.“

„Nein, wahrhaftig nicht. Ich weiß nicht, was ich bin. Ich tauge überhaupt zu nichts.“

„Dann geht es Ihnen wie mir. Aber erzählen Sie mir von Ihnen.“

Und ich sagte, was ich, mir selber kaum recht bewußt, auf dem Herzen trug; es bildete sich erst in Worte, was ich unausgedacht in mir liegen und schmerzen hatte. Sie saß so ruhig und klar vor mir und hörte zu und nickte einmal und löste mir unmerklich die Lippen. Es war so gut zu beichten, und die Worte flossen mir ungewollt vor dieses klare und reine Gesicht. Als ich geendet, war mir leicht und froh zumut.

„Armer Kerl. Aber warum satteln Sie nicht um?“

„Umsatteln? Wozu denn? Ein Handwerk muß ich lernen, es ist wohl eines so gut oder schlecht wie's andre; ich hab' kein Talent zum Leben.“

„Das ist auch nicht nötig. Man muß sich nur darüber klar werden, worin man etwas leisten kann; mit oder ohne Talent; aber ich glaube wohl, Sie haben Talent.“

„Nein, ich hab' keins."

Sie sah mich eigentümlich an. „Wir wollen's abwarten. — Reiten Sie?" fragte sie nach einer Pause.

Ich bejahte. — „Dann wollen wir einmal ausreiten."

Und wir verabredeten eine Stunde.

„Wir wollen Kameraden sein." Sie reichte mir die Hand, die ich kräftig drückte.

— Es war Vorfrühling, und wir ritten in ein ferner gelegenes Dorf, durch eine kahle Allee. Die Bewegung erfrischte mich, und der Kamerad an meiner Seite brachte ein starkes und reines Gefühl in mein Herz, wie es eine gute und beglückende Freundschaft tut.

Ich wußte, daß sie mich verstand, und ich wußte, daß sie ein Vertrauen zu mir hatte, das mich stolz und glücklich machte.

Wir machten vor dem Dorfe Halt und warfen uns in eine grüne Wiese, die von der Sonne getrocknet war. Dort ruhten wir, und ich erzählte ihr von Peter und sagte ihr einen Vers von ihm. Sie war nachdenklich.

„Ich möchte ihn wohl kennen. Was er da sagt, ist wunderschön."

Ich schlug vor, nachher bei ihm vorbeizureiten, und sie willigte ein. Wir stiegen auf und ritten gegen die Stadt zu. Ein Frohlocken war in mir, wie ich es nie gekannt, ein kräftiges und tapferes Empfinden, ich meinte, ich könnte so durch die ganze Welt reiten ohne Aufenthalt. „So einen Kameraden möcht' ich immer haben im Leben," sagte ich.

Vor der Buchhandlung, in der Peter arbeitete, stiegen wir ab. Sie wollte ein Buch kaufen und ging voraus, während ich noch mit den Pferden beschäftigt war. Als ich hineinkam, sah ich Peter und Anne miteinander reden; ich trat dazu und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Das ist mein Kamerad," sagte ich; und zu ihr: „Und das ist mein Freund."

Ich war so glücklich, und mit einem Male kam mir der ganze Reichtum zum Bewußtsein, den ich so rasch errungen hatte. Da waren zwei gute und feine Menschen, die mir gut waren und die ich lieb hatte; die konnten mir das Leben wieder wert und kostbar machen; nun wollte ich ein ganzer Mensch werden, und ich konnte es. Um diese beiden. Da wußte ich, was ich zu tun hatte.

8

Ich wollte arbeiten. Die Zähne zusammenbeißen und den Weg der Pflicht gehen, gegen meine Neigung und meine bessere Ueberzeugung.

Ich ging mit stürmischer Kraft ins Zeug und lernte und arbeitete, und der Gedanke an die schöne und gute Freundschaft, die mich mit Anne verband, erfrischte mich. Wenn ich müde war, so brauchte ich nur an ihr blasses Gesicht zu denken, und alle Müdigkeit war verschwunden. Ich wußte, daß sie kämpfte und selber einen schweren Weg ging. Sie war Malerin gegen den Willen ihrer Eltern, die sie liebte. Der Vater war Pfarrer, noch einer vom alten Schlage, sie war streng und puritanisch erzogen und vor den Lockungen der Welt verwahrt und behütet worden wie ein Kind. Die Freier standen vor der Tür, aber sie liebte keinen, und da ihr Talent ihr einen eignen Weg wies, war sie in steter Entfremdung zu den zärtlich geliebten Eltern mit all ihrer Willenskraft diesen Weg gegangen. Ihre Kunst war stark und echt, aber

sie rang noch in sich selbst nach dem festen und innersten Ausdruck ihrer Persönlichkeit.

Ich bewunderte diese Frau, die ihr Liebstes ihrer Kunst opfern konnte und die Schmerzen still auf sich nahm und die so zart und tief empfand, wie nur irgendein weiches und demütiges Frauenherz. Sie war mir heilig, und ich versprach mir, sie zu halten und in reiner und selbstloser Freundschaft um sie zu sein, wo sie mich brauchen konnte — zu verschwinden, wo ich überflüssig wurde.

Aber je tiefer ich in meine Bücher eindrang, um so stärker wurde ich abgestoßen. Das war nicht das, was meinem Wesen entsprach, sondern genau widersprach. Es wurde wieder dunkel um mich, nur das Licht, das von Anne ausging, leuchtete und leuchtete.

Eines Morgens ging die Türe auf, und sie trat herein, wie sie einmal versprochen hatte. Denn sie hielt peinlich Wort in allem. Mir war, als ob es in diesem Augenblick hell geworden wäre. Ich zeigte ihr mit Stolz meine Bücher und meine deutschen Dichter, den Homer und meine Geige. Die Dichter kannte sie fast alle. Ich bot ihr ein paar Aepfel an und war erfreut, als sie einen nahm und kräftig anbiß.

„Sie schälen die Aepfel nicht?“

„Ich mag sie lieber so. Wie sie vom Baume kommen.“

„Ich auch. Mir schmecken sie nur mit der Schale, sie sind viel würziger und feiner als geschält. Ich meine immer, wenn so ein Messer kommt und glatt die Haut abzieht, der Apfel müßte schreien, weil ihm sein Bestes genommen wird. Und dann: hineinzubeißen in die derbe, pralle Haut, daß es so knirscht, das ist der Hauptgenuß. Das bißchen Schmutz — mein Gott, wenn das alles wär', was wir herunterschlucken.“

„Ja, man darf den Magen nicht so verwöhnen. Er soll auch arbeiten.“

„Ich mag auch gekochte Milch nicht. Das Beste geht da verloren, die ätherischen Schutzstoffe. Muttermilch ist auch nicht gekocht, und sie ist besser als alle andre. So wird's wohl bei der Apfelhaut ähnlich sein.“

Wir saßen und aßen fröhlich. Da ging die Türe noch einmal, und verdutzt stand das Töchterlein meiner Wirtsleute auf der Schwelle, ein Kind von vier Jahren, das bei mir aus und ein flog wie ein Schwälblein. Denn ich hatte die Kinder immer liebgehabt, und sie kamen gern zu mir.

„Da ist der Frühling zur Tür hereingekommen," sagte Anne.

Das liebe Ding, im schwarzen Hut und weißen Röckchen, sah köstlich aus, wie ein zarter Schmetterling mit schaukelnden Flügeln, und doch so frisch und duftig. Anne küßte es, es bat auf meinen Arm und wollte spielen.

Da bat Anne, es malen zu dürfen, und ich holte mir erfreut die Erlaubnis meiner Wirtin. Ich sollte Lore jeden Vormittag eine Stunde bringen, wenn ich vom Arbeiten erschöpft wäre. —

So saß ich nun beinahe täglich in ihrem Atelier, und Anne malte ihr Goldkind. Eine grüne Tapete mit Blumenkränzchen wurde an die Wand geheftet, ein Stühlchen aufs Podium gestellt, und die Kleine saß darauf, während ich ihr Märchen erzählte und Bilderbücher zeigte; sie hielt ihren lieben Bauernbuben Hans zärtlich ans Herz gedrückt.

Das waren glückliche Stunden für mich. Ich erdachte mir Märchen von Prinzen und Bettlern, sprach mit verteilten Rollen, mit Gesten und Mienenspiel, um das Kind zu fesseln, und inzwischen entstand auf der Leinwand ein

Farbenspiel in kräftigen und zarten Formen, das mich heimlich stolz machte auf Annes Kunst.

Zwischenhinein erzählte ich von meiner Arbeit und meinen Nöten und schalt auf mein törichtes Pflichtbewußtsein, das mich einen falschen Weg gehen lasse.

„Zum Juristen braucht man andre Eigenschaften, als ich habe."

Und ich erzählte die Geschichte von jenem Amtsanwalt, der einen zu kurzer Haft verurteilten Landstreicher zu entlassen vergaß, und als der Gerichtsdiener nach vierzehn Tagen fragte, wann er den Vagabunden herauslassen solle, baß erstaunt war, daß der Vogel noch im Käfig saß. Er ordnete seine schleunige Vorführung an, und nachdem der wieder einmal verlegte Zellenschlüssel gefunden und der arme Kerl vor ihn gebracht war, brannte man ihm wegen ungebührlichen Benehmens die schon abgesessenen Tage nachträglich aufs Fell, damit die Rechnung stimmte, hauchte ihn an und ließ ihn in die Freiheit fliegen.

„Ich glaube, ich hätte den Mann um Verzeihung gebeten, so gut ich konnte entschädigt

und mich angezeigt. Nicht wahr, so Toren kann man doch nicht brauchen wie mich?"

Und einmal kam ich empört zu ihr. Ein altes Mütterlein, das sehr fromm war, hatte wohl gehört, daß es bei Hofe Sitte war, auf alles mögliche und unmögliche zu trinken und anzustoßen. Als ihm nun der liebe Gott ein Enkelchen bescherte, gab es in seinem naiven Gemüt seiner Herzensfreude und Dankbarkeit freien Lauf und ließ bei der Taufe den Herrgott hochleben. Es war darum wegen Gotteslästerung oder groben Unfugs oder Gott weiß was verdonnert worden.

„Ich kenne einen berühmten Dichter, der ein schönes und frohes Lied vom Wein gedichtet hat, das komponiert ist und oft gedruckt wurde. Darin läßt er den Herrgott hochleben, und ich hab' das Lied schon begeistert vorgelesen, aber weder er noch ich wurden verurteilt; ich erkläre mich auch bereit, es öffentlich vorzutragen, denn es ist schön und gut, und ich hasse die Juristen."

Anne sah mich an.

„Warum werden Sie denn nicht Rechtsanwalt und Verteidiger, Sie Weltverbesserer?"

„Weil ich ein Schwärmer bin. Weil das

Gesetzeswort mir überall entgegengehalten würde, hinter dem die unzähligen Köpfe stehen, die das nicht wollen, daß der gesunde Menschenverstand siege. Die ihren Beruf darin finden, über andre zu richten, weil sie selber bloß Menschen sind und meist kleine Menschen, und glauben, verurteilen zu müssen, weil es ihres Amtes ist, das sie ernährt und in Würde hält vor den Leuten. Weil ich ein einzelner wäre gegen tausend Köpfe und weil ich zugrunde gehen würde, wenn ich bloß Niederlagen erleiden würde. Denn ich brauche Siege, um stark zu werden. Ich bin schwach, und ich schäme mich nicht, es zu sagen."

Sie sagte leise: „Es gibt für alle Stunden, in denen wir an uns zweifeln, und es sind nicht die schlechtesten Menschen, die in solchen Nächten wach liegen und sich erkennen wollen in ihrer Not. Ich glaube an Sie. Aber Sie sind kein Jurist, sondern ein Dichter."

Ich lachte schmerzlich.

„Ich ein Dichter? Ich habe noch nie einen Vers gemacht."

„Sie werden es einmal schon tun."

Ich war betroffen und wußte nicht Bescheid

in mir: in meiner Seele war ein Wogen, ein Auf und Nieder von Zweifel, Glück, Not und Hoffnung, und ich konnte mich nicht zurechtfinden. Ich wollte mich beruhigen, aber es schmerzte etwas in meinem Herzen, das ich noch nie gekannt hatte, ich litt und litt. Da nahm ich das Kind und ging mit ihm hinaus in den Frühlingswind und kühlte meine brennende Stirn in der frischen Regenluft.

Zu Hause wartete meiner eine Ueberraschung. Ein Telegramm meines Vaters rief mich nach Hause, da meine Mutter schwer erkrankt war. Ich packte rasch meinen Koffer, schrieb ein paar Worte an Peter und Anne und eilte an die Bahn. Ich fuhr, ohne viel zu denken und zu wissen, große Strecken, durch Städte, Dörfer, Wälder und über Brücken — Stunden, Stunden. Es wurde Nacht und wurde Morgen, und allmählich erkannte ich die Gegend und hatte eine leise Freude an den bekannten Namen der Städte. Dann sah ich ferne eine alte Burg in der Sonne liegen, weiß und mächtig, und zählte die Stationen; und dann tauchten die Berge meiner Heimat auf; ich fand sie schöner, als ich sie je gesehen hatte und als alle Berge,

die ich sonst kannte; und ich lachte bei der Erinnerung an unsre Kriege um den Berg meiner Vaterstadt. Alljährlich zogen wir Buben im Frühling in Scharen hinauf, gewappnet mit Stecken, Steinen, Trommeln, Hörnern und Fahnen, und trafen oben auf die Buben der feindlichen Stadt, die hinter dem Berge lag. Drei Tage lang wurde gekämpft um den Besitz des Berges, und die Löcher im Kopf regneten vom Himmel. Man schlug und prügelte sich für ein ganzes Jahr aus, die Erbitterung und der Todesmut wuchs von Stunde zu Stunde, und den Siegern gehörte der Berg für dieses Jahr. —

Als ich ins Zimmer trat, fand ich meine Mutter lächelnd und froh über meine Ankunft; sie lag in hohem Fieber, und ich durfte nur wenig mit ihr reden. Der Arzt zuckte die Achseln und meinte, wenn das Herz es aushielte, würde sie sich noch herausreißen.

Diese Tage gingen wir alle auf den Zehen umher. Der Vater war trüb und schien mir sehr gealtert, meine Schwester ging leicht und sorgsam aus und ein.

Und die Mutter genas wieder. Ich saß an

ihrem Bett und hielt ihre Hand, wir sahen uns an, und ich merkte, daß ich ihr Sorgenkind war. Ich erzählte ihr von Peter und Anne, an die ich glücklich über die gute Wendung geschrieben hatte, und sie lebte alles mit mir, wie ich es erzählte; es tat mir wohl, sie stellte keine Frage, sie nahm alles so, wie es war. Ich brachte ihr Blumen ins Zimmer und las ihr vor, und als sie zum erstenmal ins Freie durfte, führte ich sie in dem neuen Garten umher, der unmittelbar am Hause lag. Hier standen einen weiten Zaun entlang große Bäume von Rotdorn, der blühte mit seinen tausend Röschen alles andre zuschanden, und ich stieg hinauf und brach große Zweige und schlug mein ganzes Zimmer damit aus. Ich schickte Anne und Peter ein Zweigchen davon, und auf einmal fiel mir etwas ein, das ich hinschrieb. Ich lachte selber, als ich sah, daß es ein Vers war, und war verwundert, als ich ihn nochmals las, daß er gut war. Er war an Anne gerichtet, aber ich verbarg ihn und behielt ihn bei mir. Es kam ein Brief von ihr mit ein paar Worten. Er machte mich so froh, wie ich's in meinem Leben noch niemals gekannt hatte. Eine leichte

spielende Kraft regte sich in mir. Ich küßte den Brief unzähligemal und las ihn hundertmal, auch als ich ihn auswendig kannte, und legte ihn nachts im Bett an mein Herz; ich dachte an mein Heiliges, und wie gut und rein sie war und wie tapfer und stark.

Von Peter kam statt eines Briefes ein dünnes Büchlein. Als ich es öffnete, blieb mein Herz beinahe stehen vor Freude: seine Gedichte. Ich las und las, alle die lieben, kostbaren Verse, die er im letzten Jahre gedichtet hatte, ich las in einem Rausch von Glück und weinte vor Freude. Als ich damit zu Ende war, faßte ich mich, nahm das Büchlein und ging damit hinunter zu meiner Mutter.

„Mutterle, lies. Sieh, das sind die schönsten Verse, die je einer gemacht hat, und in drei Tagen ist Peter der größte Dichter in Deutschland."

Meine Mutter lächelte. Aber sie glaubte und las, und wir waren sehr froh, auch meine Schwester.

Ich ging in meine Stube und holte den Brief aus meiner Brusttasche und redete mit Anne in Gedanken und sagte ihr alles ganz

heimlich und beglückt; und auf einmal sah ich, wie schön Anne war und lieblich, und daß ich ihr gern den Mund geküßt hätte.

Da warf ich mich nieder und brach in wildes Schluchzen aus: ich wußte, daß ich sie liebe und daß ich mein Heiligstes beschmutzt und mein Wort gebrochen hatte und daß diese Erkenntnis unsre Trennung bedeute. Mein Herz stockte, es stand ganz still, lange, lange, und erst allmählich kehrte der Schlag wieder. Ich war schuldig geworden, sie hatte mir vertraut, und ich hatte ihr Vertrauen getäuscht, ich durfte nicht an sie denken. Ich war ein Binnichts und Habenichts, und für sie war nur das Beste auf der Welt bestimmt. Da fiel mir mein ganzes unreines und niedriges Leben auf die Seele, das ich in den letzten Jahren gelebt hatte, ehe ich Anne kannte; in tausend Schmerzen sah ich, was ich verloren und was ich ihr geraubt hatte. Ich nahm die Feder und schrieb ihr in hastigen Zügen einen Brief, und daß sie mir verzeihen möge; ich nahm Abschied und bat nur, mir noch ein Wort zu schreiben, an dem ich mein Leben lang mich halten könnte.

Zugleich aber wußte ich, daß ich kein Jurist

mehr sein konnte. Ich hatte mir die Wahrheit über meine Liebe bekannt und die Folgen daraus gezogen. Ich sagte mir auch die Wahrheit über meine Arbeit und zog die Konsequenzen. Es gab keinen Zwiespalt mehr, nur noch Klarheit und Handeln. Bis zum Halse war mir die Juristerei heraufgekommen, ich hatte mich ehrlich gezwungen, aber sie war mir immer schauderhafter geworden.

Da lag ich in meiner Stube und stammelte und schluchzte, und plötzlich wurde etwas in meiner Brust gelöst, und ich empfand eine Seligkeit in tausend Schmerzen; mein Mund redete, und ich wußte, daß es Verse waren und daß sie schön und reif und groß waren; aber ich wußte, daß nicht ich es war, der dumme Heiner, sondern ein Gott und ein Geist; eine Macht, die tausendmal größer war als ich: ich lag nur glückselig da und lachte und weinte und fühlte das große Fremde in mir, und meine Lippen bewegten sich; ich staunte vor ihm und war demütig und sah Bilder, die ich noch nie gesehen, und dachte Gedanken, die ich nie wert war zu denken, und erschrak vor der Schönheit in mir. Ein Sturm war in mir

und ein Feuer zugleich, ich sprach Gedichte unaufhörlich, Musik und Farben von Anfang zu Ende, es floß leicht und glücklich von meinem Munde, ich spürte eine Hand auf meinem Haar und eine Hand auf meinen Lippen wie ein Hauch, und wenn ein Gedicht fertig war, so sagte ich ein andres, den Abend, die ganze Nacht, den Morgen, und alles leuchtete. Und gegen Morgen sang es eins, das mich in Seligkeit brachte, unaufhörlich sang es von meinen Lippen:

Du legst mir allerwege
Die Hände auf den Mund,
Wenn ich zum Schlaf mich lege
Zu später Abendstund.

Und deine lieben Hände
Wehen so duftig rein.
So zwischen Traum und Spende
Schlafe ich lächelnd ein.

In der Frühe stand ich auf. Ich wußte, daß ich ein Dichter war. Ich nahm einen Bleistift und schrieb die letzten Verse, die ich noch aus dem Gedächtnis sammeln konnte, hin, aber ich schämte mich fast, es zu tun. Es schien mir wie ein Raub an dieser Glücksnacht zu

sein. Denn das Beste und Reinste, das wir dichten, muß in unsern Herzen verschlossen bleiben und kommt nie an die Ohren der Welt.

Ich erinnerte mich nur noch weniger Verse von allen, und ich war froh daran. Das war mein eigen; die hab' nur ich gehabt und gelebt, und die Frau, von der ich sang, und der Gott, der sie mir gab.

Dann nahm ich mein Messer, entblößte den Arm und schnitt mir ihren Namen hinein; es blutete stark, aber ich war glücklich: „So tapfer will ich um dich werden und alle Schmerzen tragen, denn es ist Liebe, die ich um dich habe."

9

Am Abend trat ich vor meinen Vater und sagte ihm ruhig und still, daß ich die Juristerei aufgegeben habe und Schriftsteller werden wolle. Ich wußte, daß er die Gründe nie verstehen würde, die mich dazu bewogen, aber ich wollte sie ihm wenigstens sagen: zugleich legte ich ihm

die Verse in die Hand, die ich sauber abgeschrieben hatte.

Mein Vater sah mich verständnislos an, und erst als ich meine Bitte wiederholte, faßte er den Sinn meiner Worte. Ich war auf harten Kampf gefaßt und wunderte mich, daß er nicht im Zorne losbrach. Er schien mich nicht ernst zu nehmen und an meinem Verstande zu zweifeln, und erst als er an dem Ton meiner Stimme merkte daß ein fester Entschluß hinter meinen Worten steckte, wurde er unsicher. Ich bat ihn, mich meiner Wege gehen zu lassen, ich wolle mir mein Brot, wenn auch kärglich, selber verdienen und wolle lieber auf der Landstraße verkommen als Jurist werden. Da verlegte er sich aufs Bitten und bestritt mir jedes Talent zum Schreiber, wie er sagte.

„Woher solltest's denn haben? Von mir hast's nicht und von der Mutter auch nicht."

„Dann hab' ich's halt von mir selber," erklärte ich. Aber er wollte meine Berechtigung, eine eigne Dynastie zu gründen, nicht einsehen; und schließlich meinte er, dann sollte ich wenigstens irgendein andres Handwerk lernen, es sei ihm jedes andre recht. Bloß nicht Schreiber

sollte ich werden. Und meine Mutter half ihm mit Bitten. Ich verharrte trotzig auf meinem Sinn.

„Ueberleg dir's noch, Heiner; tu's, Heiner." — Mein Vater weich. Das hatte ich zuletzt erwartet, und es ergriff mich. Ich ging in den Garten, wo der Rotdorn blühte; es war Nacht, und die Sterne standen am Himmel.

Indem kam meine Mutter heraus, und wir gingen miteinander durch die alten Wege. „Tu's mir zulieb, Heinerle. Sieh, ich kann keine ruhige Stunde mehr haben, wenn du das tust, was du willst. Du hast's leicht, du bist jung und wirst nicht wissen, daß deine alte Mutter schlaflos liegt und sich um dich sorgt. Aber wie ich da kürzlich krank lag, da dachte ich, ich könnt' noch nicht sterben, weil du noch nicht deinen Weg gefunden hast; und ich hab' mich zusammengenommen und hab' leben wollen um deinetwillen, Heiner; und ich bin ja auch wieder gesund geworden. Aber das möchte ich noch erleben, daß du etwas Rechtes wirst und daß ich in Frieden um dich die Augen zumachen kann."

Mir stürzten die Tränen aus den Augen. „Ich will ja etwas Rechtes werden, Mutterle."

„Ja, aber auf so einem schweren, schweren Weg. Handwerk hat goldenen Grund. Komm, tu's mir zulieb."

So gingen wir durch die Nacht, und sie redete mir zu in all ihrer Liebe und Güte.

In der Nacht kämpfte ich hart. Ich hatte meine junge Liebe verloren und sollte nun noch meine Kunst opfern müssen, kaum daß ich beide gefunden. Und wie ich litt und rang und weinte und die Nacht schwer auf mir lag, daß ich meinte, ich könnte nie mehr genesen, dachte ich: ‚Ich will etwas lernen, daß ich den Armen und Kranken helfen kann; ich werd' sie verstehen, denn ich leide auch, und will sie trösten und ihre Not lindern.' Und dann leuchtete es in mir auf: Kranke gesund machen. Heilen. Ich will ein Arzt werden. —

So ging ich ein paar Tage hin und überdachte mir's und wurde still; und dann kam ich zu den Eltern und sagte, daß ich Mediziner werden wolle, wenn's ihnen recht sei. Sie waren erfreut und von einer schweren Sorge leichter.

Da richtete ich meine Koffer und war mitten im Packen und dachte, daß mich Anne nun

verachten würde und daß ich kein Künstler werden und keine Schönheit schaffen würde, wie ich doch könnte, als ein Brief gebracht wurde, den ich zitternd in Empfang nahm. Ich küßte die Handschrift und sagte mir, daß ich meine Freundschaft verscherzt habe und daß ich mich vor allem beugen wolle, was darin stehe, auch dem Schwersten, und ich wußte, daß mein Leben im Dunkeln gehen würde.

Es waren ihre großen, festen Schriftzüge, und ich konnte sie in der Erregung kaum lesen.

„Mein Freund, warum haben Sie mir das getan?

Wir sind Suchende und Kämpfende und dürfen an kein Glück denken, solange wir im Dunkeln gehen. Aber warum sollen wir uns nicht das Liebe sagen, das wir empfinden? Es gibt so wenig Menschen, die ehrlich und gut zueinander sind. Ich habe Sie lieb, aber wir müssen fest werden in unsrer Kunst und in unserm Leben, ehe wir unsre Herzen sprechen lassen dürfen.

Anne."

„Ich habe Sie lieb." — Ich stand ganz, ganz still. Ich hielt den Atem an, und als er

wiederkam, meinte ich, jetzt eben habe mir Gott Leben eingeblasen, vorher sei ich nur Stein gewesen. Ein Blühen hub in meinem Herzen an. Ich stand und lauschte, da spürte ich deutlich weiche blasse Frauenhände mir um die Wangen gehen, sie legten sich leicht auf meinen Mund, so wie ich sie in der Nacht, da ich dichtete, auf ihm gespürt hatte, und ich küßte die Finger leise. Als ich aufblickte, sah ich den Rotdorn in meiner Stube leuchten. Da erwachte ich und floh in den Wald mit meinem Glück. Das Herz floß mir über, ich redete leise und laut und ging wie ein Trunkener durch die Straßen und lachte, und die Leute sahen mir nach. Dann war ich im Wald, die Buchen waren ein hellgrünes Meer mit grauen Stämmen, und die Sonne fiel in großen und kleinen Flecken auf die Wege. Ich fiel auf den Boden, griff nach den Sonnenflecken, als könnt' ich sie packen, und führte sie an den Mund, um sie zu trinken. Ein Nußhäher flog scheltend davon. Die Blätter der Buchen schienen mir lebendig, ich verstand ihre Sprache, und sie sagten: „Seht, Kinder, da geht ein Glückskind, es hat ihn eine lieb." Ich sprang

durch Moos und Farne, ich breitete die Arme aus, als könnt' ich den Himmel umfassen, einmal hörte ich einen Vogel singen und stand ganz still und lächelte; da sah ich unter den Stämmen eine alte Frau sich bücken, die Reisig sammelte; ich brach durchs Gebüsch durch, und als ich nahe bei ihr war, rief ich ihr, um sie nicht zu erschrecken: „Mütterle, Mütterle" — ich sah in ein vergrämtes Gesicht und schüttete den Beutel, den ich in der Tasche hatte, in ihren Schoß, und sie erschrak doch vor dem Funkeln. „Da, Mütterle, für deine Enkel." — „Aber, aber, wer ...?"

„Der liebe Gott," lachte ich. Da begriff sie, wollte meine Hand nehmen, aber ich sprang fort durch die Stämme und hörte noch von ferne sie Gottes Segen und viele liebe Kinder hinter mir her wünschen.

So strich ich lange durch die Wälder. Ich lief hinter den Faltern her, den Sonnenvögeln, ich nahm Tannzapfen und warf sie über die Bäume, ich sprang über die Bäche, ich stand bei den Käfern im Fahrgeleise, und allen, den Faltern, Bäumen, Käfern, Fröschen und Vögeln sagte ich es: „Kinder, Kinder ... sie hat mich

lieb." Ich sah zwei Rehe in die Lichtung treten, ich rührte mich nicht, und sie gingen ganz nahe zu mir her; da sagte ich: „Kinderlein — Anne —" und sie sahen mich und flohen nicht und raschelten grasend an mir vorbei.

Ich legte mich ins Gras und sah in den Himmel; weiße Wolken sprangen aus dem Blau und spielten miteinander; sie schwammen einzeln im blauen Meer, sie trennten und verbanden sich, sie bildeten Zacken und Ströme, Hunde und Reiter, und schließlich verschmolz alles Weiß zu einem großen schönen Frauenleib, der ruhig und licht am Horizonte lag.

Als ich nach vielen Stunden heimkam, war ich kräftig und jung, jünger als in den letzten Jahren, und ein Strahlen war in meiner Brust, daß es kaum zu bergen war. Ich war jünger und doch älter geworden, die Sonne stand über meinem Haupte und brannte mich, ich reckte meine Arme vor nie gekannter Kraft und ließ sie bräunen in freier Luft und starker, heißer Sonne.

10

Ich sollte an einer kleinen süddeutschen Universität Medizin studieren. Aber meiner Schwester sagte ich alles vorher von meinem Glück, und sie war froh mit mir.

Diesmal hatte ich meine Geige besonders sorgsam eingepackt. Ich hatte sie probiert und war erstaunt über ihren edeln Ton, den ich noch nie gehört hatte. Ich hatte stundenlang gespielt, und sie war mir plötzlich so lieb geworden, als ob sie untrennbar zu mir gehöre. Der Abschied kostete meiner Mutter Tränen, und auch der Vater sah unsicher aus. Ich biß auf die Zähne und fuhr fest und entschlossen in die Welt hinaus.

Vorher wollte ich aber noch Anne sehen. Ich fuhr die Nacht durch und brach morgens bei meinen alten Wirtsleuten ein; ich kleidete mich um, nahm unterwegs einen großen Strauß roter Rosen mit und ging in die Dürerstraße. Vor ihrem Hause blieb ich stehen und bangte und frohlockte und wußte nicht, ob ich sie treffen würde. Als ich anklopfte, war sie vor einem Bild und malte. Sie wandte sich langsam um

und blickte auf mich; ich blieb in der Tür, und wir standen und sahen uns an, unbeweglich ohne Ende, Auge in Auge getaucht; da zitterte sie und bewegte die Lippen, und wir lagen uns in den Armen:

„Anne, Anne — — —"

„Dummer Bub du, dummer, lieber Bub."

Wir waren glücklich an uns. Sie zeigte mir das Bild von Goldkind, das beinahe vollendet war. Ich staunte. Das war nicht mehr gemalt, das war gelebt und empfunden: ein Werk ihrer eignen Seele; ein Hauch und eine Reinheit bei aller Kraft, die mich beglückte.

Wir wollten uns am Nachmittag im Walde sehen. Wir wußten, an eine Verbindung war nicht zu denken, noch lange nicht; aber wir wollten uns unsre Liebe sagen und uns empfinden lassen, und so im heimlichen Glück an unsre Arbeit gehen.

Wir saßen oben im Wald in der Sonne, abgeschlossen von allen Menschen durch unsre lieben Bäume, und küßten uns. Die Vögel sangen, und wir lauschten ihnen mitten im Küssen. „Horch," sagte eines — und wir hielten inne und lauschten, und wenn es ausgesungen hatte, küßten wir uns wieder. Aber auf einmal fiel ein Schatten auf meine Seele. Ich

hielt sie von mir und litt und war unglücklich.

„Was hast du, Schatz?"

„Du darfst mich nicht küssen, geh, geh." — Sie wurde blaß.

Da sagte ich es ihr, daß ich nicht mehr rein sei, und litt Qualen und wußte, daß sie mich verachtete.

Sie saß stumm und blaß da. Mit einemmal war alles schwarz und dunkel geworden, und ich war bereit, von ihr zu gehen und meine Schuld zu tragen und einsam und traurig meinen Weg zu gehen. Ich wagte nicht, zu ihr aufzublicken, und wollte herb und still das Leben auf mich nehmen. Ich fühlte ihre Nähe mit allen Fasern und daß ich sie lieber habe als alles auf der Erde, und war in einen Abgrund gestürzt und lag da und konnte mich nicht rühren.

Da sagte sie leise und traurig: „Ich hab's gewußt."

Und als ich ihr nicht in die Augen sehen konnte und scheu vor mich hinsah, da fühlte ich leise ihre Lippen auf meiner Wange, zart und gut, und ich sah zu ihr auf und sie nickte in Tränen. „Ich hab' dich lieb," sagte sie einfach.

Da nahm ich ihre Hand, die liebe, schmale, weiße Hand, und küßte sie und wußte, daß mir

vergeben war, und fühlte mich rein und froh. Und sie strich mir übers Haar, das war so gut und weich, und ich legte meinen Kopf in ihren Schoß und ließ mich streicheln. So war ich geborgen in meinem unseligen Leben und hatte eine Heimstätte und eine Hand, die mich segnete.

„Du sollst alles wissen, Schatzi, alles."

Und ich sagte ihr jeden Flecken an meiner Seele und jeden Schmutz an meinen Füßen, alles, was ich Schlechtes getan und gedacht, klar und ohne Schleier, und keine Falte in meinem Herzen blieb ihr verborgen. „Das hab' ich getan, und so schlecht bin ich." Sie saß still an meiner Seite, und ich wußte, daß sie alles traurig nahm, was ich ihr gab, den ganzen Becher schaler und geringer Lust und Leidenschaft, und daß sie zitterte und fror und arm war.

Als ich zu Ende war, neigte ich den Kopf. „Siehst du, das bin ich; ich habe mich verachtet, wie ich keinen Menschen verachtet habe."

Da kam sie und küßte mir die Stirn und küßte mir den Mund, und ich nahm ihren Kopf in beide Hände, und wir sahen uns in die Augen. Da lächelten wir, denn wir sahen uns in unsern Augen und sahen uns tief in die Seele, und es war schön und gut und rein trotz allem, und wir herzten uns.

11

In mein Zimmer in der kleinen Universitätsstadt schleppte ich alle Abend einen Arm voll Blumen und Tannenzweige. Alle Wände hingen voll Dunkelgrün, und halbe Wälder riß ich aus, um meine Stube würzig und wohnlich zu machen.

Wir hatten verabredet, uns selten zu schreiben. Wir wollten uns durchkämpfen zu reifen und festen Menschen, um unser Glück auf sicheren Grund und Boden zu stellen. Denn wir hatten uns zu lieb, um in Unfertigkeit und halber Entwicklung mit uns zu experimentieren. Wir wollten uns einst ein ganzes Glück bescheren, darum durften wir es uns jetzt nicht verscherzen. Inzwischen aber hatten wir freie Hand in allem, ungebunden und ohne Rechenschaft als vor unsern eignen Herzen. Wir wußten uns und liebten uns.

Unsre Briefe beglückten uns. Sie atmeten die glühende Liebe, die wir in uns hatten, und gaben uns das kostbare Vertrauen, das wir ersehnten. Wir hatten beide unsre Heimat gefunden, nicht im Elternhause, das uns nicht

verstand, sondern an unsern Herzen. Nichts war in unsrer Seele, davon das andre nicht erfuhr. Wir gaben uns Rat und Trost, wir brachten unsre Handlungen als Richter voreinander, und ach, wie milde Richter; denn wir sehnten uns, zu vergeben. Wir teilten alles, was wir schafften und lernten, im Beruf und im persönlichen Leben, wir dachten unaufhörlich aneinander und spürten eins das andre.

Mein Ziel war klar. Ich würde Arzt werden, um Kranke zu heilen. Nicht bloß die Technik erlernen, wie jeder andre, sondern ein Herz voll Liebe über sie strömen. Aber ich verlangte noch mehr. Ihr armen Frauen, ich hab' an euch gezweifelt, wie alle armen Verliebten, und euern Wert gering befunden. Da sah ich euer Kämpfen im Erdenstaub, eure Schmerzen und eure Tapferkeit. Und nun ist's so: ich darf mein Herzblut für euch hingeben. Ihr armen geliebten Frauen. Ein neuer Kämpfer wird für euch aufstehen, und er wird siegen, denn er weiß und versteht euch. — Um die Frauen. Sie, die mir so Gutes und Großes geschenkt hatten, einst leise und unvollendet in Lisa, jetzt laut und köstlich in Anne, vor denen ich in allen Träumen gekniet war als

Reinen und Heiligen, an die ich glaubte, die lieben Frauen wollte ich auf den Thron setzen, der ihnen gebührte in der Welt. Sie waren mir alle Königinnen, weil die eine Königin war, Königinnen als Mädchen, als Mütter, als Frauen, als Dirnen und als Verbrecher. Weil Anne Frau war, waren alle Frauen geadelt. Ich wollte kämpfen für ihre Ebenbürtigkeit mit dem Manne, für ihre Gleichwertigkeit im Leben, für ihre seelische Höherwertigkeit. Und ich wollte ihr Dichter werden. Ein Lied wollte ich ihnen singen, das Rosen und Kränze um ihre Stirnen wand und die Männer auf die Knie zwang vor ihnen, ein Volkslied, und Walter von der Vogelweide selber sollte seine Freude daran haben. Er, der mein Liebling war unter allen Dichtern, dem ich als Knabe die Bügel gehalten im Traume und der die Frauen kannte und liebte wie kein andrer, er betete zu ihnen als Mann und als Held. Er scheute sich nicht, vor ihnen in den Staub zu knien: weil er tapfer und ein Mann war und sich vor keinem Kaiser und König fürchtete. Und ich glaube, daß er Schmerzen von ihnen gelitten hat wie kein andrer Mann, weil die Frauen so viel

Schmerzen als Liebe geben, und er hat dennoch Rosen um ihre Schläfen gewunden, die heute noch blühen und leuchten und nie verblichen sind.

Und mich verlangte noch mehr. Mir stand vor den Augen, in den Mann die alte Ritterlichkeit zu pflanzen, die versunken und verloren war vor einem äußeren Scheinheiligtum, den Adel, der noch im Knaben glimmt, zu vertiefen, daß er größer und glühender würde im Jüngling und zu einem rechten und vollen Mannestum flammte. Ich wollte kämpfen gegen die Maske der Galanterie, die heute im Schwunge stand, hinter deren leerer Hülle ein ödes und gemeines Bubengesicht grinste, das im Grunde das Weib nur von der Dirne her kannte.

Und ich konnte ausgiebig Studien machen. In meiner näheren Umgebung waren Mädchen und Jünglinge, alle von gleichwertigem äußeren Bildungsgang, Mediziner und Künstler und Schriftsteller. Ich fand unter den Studenten nur wenige, die mir wertvoll schienen, und das waren prächtige Kerle. Aber ich fand unter den Frauen beinahe jede besonders wertvoll in ihrer Art. Ich sichtete und kritisierte und wählte aus. Und ich dachte über die Gründe dieses

ungleichen Verhältnisses nach. Mir schien, daß die Kraft, die der Mann neben seinem Berufe hatte, in Wirtshäusern und bei Dirnen vergeudet wurde und daß die Kraft der Frau sich auf die Kunst, auf Literatur, auf soziale Arbeit, auf Wald und auf Naturgenuß warf. Darum fand ich, daß fast jede Frau ein durchgebildetes Kunstverständnis hatte neben ihrem Studium, während der Student dieser Dinge vollkommen bar war. War es nur eine Elite, oder ließ es auf die unverbrauchte und erwachende Kraft der Frau überhaupt schließen? Es gab organisatorische Talente, philosophische Köpfe und Künstlerseelen, aber sie waren nur bescheidene Medizinerinnen, wie die Studenten, bloß daß sie zuweilen noch ihre Kleider und Röcke anfertigten und ihre Haushaltung instand hielten. Zuweilen auch nicht. Aber sie leisteten im ganzen entschieden mehr als der Student und hatten noch ein tiefes Seelenleben dabei. Denn viele mußten sich gegen die Eltern durchsetzen oder waren aus einer Krankheit und auch der Liebe aufgestanden. Sie nahmen alles zarter und tiefer und ließen sich doch nichts anmerken. Ich sah: die Frau war auf dem Wege, sich zu vertiefen, der Mann

schwamm vollkommen auf der Oberfläche; nur die jüdischen Studenten hatten noch ein Interesse für Erweiterung ihrer Bildung. Um diese Frauen war mir nicht bange, sie waren dem Manne überlegen, der ihre Umgebung bildete. Dabei trug der Student, wohl im Gefühl seiner Schwäche und aus Neid auf die heranwachsende Macht, eine Weibverachtung vor der Studentin zur Schau, die sich oft in unzweideutigen Demonstrationen niedriger Art äußerte und mir die Schamröte ins Gesicht jagte — um den Mann. Ich habe Vorlesungen gekannt, in denen die Frauen hinausgeekelt wurden von den Studenten, und es gab noch eine aussterbende Rasse von Professoren, welche die Frauen durch private Abmachung von ihren Vorlesungen fernhielten, weil sie für ihr Seelenheil fürchteten. Freilich, die große Mehrzahl der Lehrer war frei und kräftig und natürlich genug, sich auch vor den Frauen so zu geben, wie sie bisher gewesen waren, vielleicht einen Hauch gemildert oder mit einer Spur Galanterie dabei, und suchte ihnen nicht ihre wissenschaftliche Unbefangenheit zu nehmen oder sich jene Blöße vor den Frauen zu geben, die, wenn sie es einmal verwunden

hatten, nur über sie lächelten. Aber mein Gott — diese Käuze sind selten geworden und konnten gewiß nichts für ihre geheimen Gedanken.

Ich hatte bisher nur eine lose und unklare Vorstellung von dem Inhalt des medizinischen Studiums gehabt. Nun war ich plötzlich und unvorbereitet mitten hineinversetzt. Ich trat in einen Saal, in dem viele Leichen lagen. Ich hatte noch nie einen Toten gesehen und war auf eine starke Erschütterung gefaßt. Aber ich hatte unnötig gebangt. Hier war kein Tod, hier war nur Schönheit, Körper an Körper. Ich stand wie vor einem großen Bild, in einer Galerie von Skulpturen, und durfte Glieder sehen, die ein großer Schöpfer hingeworfen hatte zu einem seltsamen Schlafe, Leiber, verwittert und alt und jung, Gesichter mit offenen Lippen, wie mit einem Unsichtbaren redend. Ich war in eine Bildhauerwerkstatt getreten, und ich sollte selber an diesen Leibern arbeiten. Aber es war kein Meißel, den ich in der Hand hielt, sondern ein feines Messer, und war kein Lehm oder Marmor, daran ich bildete, sondern Fleisch und Blut eines toten Körpers, der einst ein Mensch gewesen war.

Mir wurde das Bein einer Frau zugeteilt; am übrigen Körper arbeiteten fünf andre Studenten. Ich schnitt ein und legte einen Muskel bloß. Wie schön, wie wunderschön. Ein Muskel! Nicht eine rohe und ungeordnete Masse, wie ich geglaubt, sondern ein zartes, feingebautes und zu bestimmtem Zweck in Anfang und Ende verlaufendes Gebilde, eine eigne Persönlichkeit so gut wie ein ganzer Mensch. Ein Etwas in tiefroter Farbe, silberglänzend ein Häutchen darüber, das in eine schöne weiße Sehne auslief. Und daneben geheimnisvolle Bündel, Rohre und Stränge, weiß und gelb und bläulich, die Leitungen von Blut und Nervenkraft. Mir gegenüber arbeitete eine Studentin, an meiner Seite ein hellblickender Junge mit blauen Augen; und wir halfen uns, wo wir allein nicht zurechtkamen.

Wir waren von großem Eifer beseelt und waren es immer, wenn wir miteinander arbeiteten. Allmählich wagte sich ein freundliches oder ein lustiges Wort dazwischen, das erlösend und erquickend wirkte bei der angestrengten Arbeit. Wir wußten nicht, daß der Laie nur mit Grauen an unser Handwerk dachte und uns als sittlich

nieder stehende und verrohte Geschöpfe betrachtete, und vollends die Frauen. Wie konnte eine Frau, die ein zartes Empfinden besaß, mitten unter Männern an blutenden Leichen herumschneiden. Aber wir wußten es glücklicherweise nicht besser und arbeiteten. Wir zerlegten einen Körperteil um den andern und freuten uns miteinander der gewonnenen Weisheiten; wir kamen in Streit, wir griffen an und verteidigten über einer Leiche und waren glücklich, wenn wir am Ende dem Ding auf den Grund kamen.

Und einmal war auch der Tod unter uns. Nicht bei den nackten Körpern. Ein Armer von der Landstraße, den man an einem Baume gefunden hatte. In seinen zerrissenen Kleidern, die Hände um den Hals, der noch den Strick trug, aber ein abgestorbenes Lächeln um den Mund. Wir standen stumm und zitternd. Der Arme. Nein, der Glückliche. Das war ein Mensch, dem das Leben entflohen war.

Die Kameradschaft von der Leiche her bewährte sich. Man war bei der Arbeit aufeinander angewiesen, man wollte auch Farbe bekennen auf der Straße und im alltäglichen Leben. Es bildete sich ein kleiner Kreis von

Studenten und Studentinnen nach Wahlverwandtschaft, man unternahm Ausflüge und Bergfahrten, man streifte durch die Wälder und Dörfer, Sommer und Winter. Man las das neueste deutsche Drama, und es fiel einem ein, in die schöne Winternacht hinauszugehen und die Berge zu durchwandern. Wir liefen über die gefrorenen Felder, der Mondschein blinkte und umfloß uns, der Schnee zerknirschte, und schwarz stachen die Schatten und Spitzen des Waldes in den Himmel; wir wanderten, sangen und schwiegen, der Schnee lastete auf den großen Zweigen der Tannen und drückte sie nieder, und ein aufgescheuchter Vogel floh. Gegen Morgen zogen wir durch ein schlafendes Dorf, kein Laut in Haus und Stall, nur ein einsames Licht in einem Fenster, und als wir vorüberkamen, sahen wir ein Bett dahinter und eine kranke Frau, und ein Mann saß daran und hielt ihre Hand.

Im nächsten Dorfe klopften wir ans Wirtshaus; uns fror und wir hatten Hunger; aber erst als wir eine Viertelstunde an die Läden geschlagen, durch die stille Nacht gerufen und eine Glocke heruntergerissen hatten, wachte die Wirtin auf und leuchtete in den Schnee her-

unter. Wir baten um heißen Kaffee, und während er auf dem Herde brodelte und duftete, zogen wir die trockenen Strümpfe an, die uns die Wirtin brachte.

Wir suchten dem Winter ein Lächeln abzugewinnen. Wir griffen ihm ins Haar und machten uns Schneemänner daraus, hoch in den Bergen, wir spannten ihn vor unsre kleinen Schlitten und sausten den Abhang herunter, und die Mädchen konnten's so gut wie die Buben; wir fuhren auf Skiern über die Berge und lachten uns aus, wenn eines im Schnee stecken blieb.

Oder der Herrgott hatte Blüten auf die Bäume geschneit und schickte Bienen und Schmetterlinge zu uns: es sei eine Sünde, die Vorlesung zu besuchen und dumpfe Weisheit zu brüten, wenn er draußen spazieren gehe. Dann stand die lustige Klara vor mir und probierte, und ich stellte mich taub und pflichtbeflissen, um ihre Zorn- und Schmollwinkel am Munde zu sehen; aber immer gerade, wenn der Professor hereintrat und die Vorlesung begann, wischten wir aus und flogen frohlockend in die Berge. Dort wartete schon der Herrgott, drohte

uns lachend mit dem Finger und führte uns durch die Matten. Er bräunte die Halme für uns, ließ ein Gewitter donnern und einen See blinken, er setzte einen Nachen darauf und zog uns übers Wasser, er nahm gelbe und blaue Blumen und schenkte sie uns, er riß Bäume aus und warf sie über den Weg, daß wir darüber springen konnten, er ließ Heu an der Sonne dörren, gab uns Gabeln in die Hand und ließ einen Wagen mit brüllenden Kühen vorfahren, daß wir aufladen konnten.

Damals war der Herrgott sehr gut.

Und einmal wollte er uns den Sturm zeigen. Er rief uns nachts heraus, wir nahmen Laternen mit und Stöcke und Wettermäntel und stiegen auf den Berg; und oben schickte er seinen grimmigsten Sturm über uns, warf uns an die Bäume, löschte die Laterne aus und pfiff und krachte und heulte und schlug uns den Regen um die Ohren; herrlich war's.

Eine merkwürdige Schicksalslaune hatte es gefügt, daß Peter in eine Nachbarstadt verschlagen wurde, und es ging ein Herüber und Hinüber zwischen uns wie unter Schwalbennestern im Sommer. Ich nahm ihn nach Sankt

Ulrich, wo wir im Bache badeten und uns unters Mühlrad stellten, wir zeigten uns unsre Lieblingsplätze in jedem Wald, die verstecktesten Täler und die Winkel, wo die meisten Drosseln schlugen.

Aber das heimlichste und zarteste von allem war Anne. Ich schöpfte aus dem Golde ihrer Liebe stündlich, und sie gab und bot den ganzen Reichtum ihrer Seele. Das ist zu tief und gut, als daß ich's sagen könnte. Ich habe eine Frau anbeten lernen, je tiefer sie mich auf den Grund ihres Herzens blicken ließ. Da drinnen war es warm und licht von Liebe. Und jeder Seufzer eines Armen fand einen Widerhall. Groß und rein, wie nur das Echte und Unverlierbare. Ein Kind mit schmerzlich großen, verwunderten Augen, ein Engel mit zerbrechlichen Flügeln. Ich dachte an sie jede Stunde, die Arbeit floß mir leicht von der Hand, und in den freien Stunden schrieb ich Feuilletons in Zeitungen, um Rosen für sie zu kaufen. Dann kamen die Nächte ohne Schlaf, in denen ich nur an sie denken durfte, in denen ich ihre Gedanken spürte, obwohl sie fern war, und sie sah und wußte, daß sie bei mir war. Oft nahm

ich wohl die Geige und saß am Bettrand und spielte leise und sehnsüchtig, und meine Finger waren leicht und merkwürdig gewandt.

Wir hatten uns ein paarmal gesehen in den Ferien, es waren Sommer- und Herbsttage, unaussprechlich gefüllt mit unsrer Liebe; ein Kirchlein im Walde und Vollmond darüber! und wir gingen über die Wiesen und hielten unsre Hand. Und immer schwerer wurde der Abschied und immer bitterer die Entbehrung. Wir haben wohl viel gelitten in unsrer Sehnsucht nach uns.

Nun wollte Anne mich im Walde besuchen.

Da war sie nun in meiner dunkeln Stube und füllte sie mit Glück und Lachen an. Ich nahm das Kind und führte es auf einen blauen Berg. Dort stand ein altes Schloß mit Brunnen, Garten und Mauern, wir brachen die roten Blumen und badeten in trunkener Schönheit. Der Morgenwind rüttelte die Bäume, der Abendwind schlug an die Scheiben, die Sonne ging auf und unter, aber sie sah kein größeres Glück auf ihrer Bahn als in dem blühenden Garten.

„Schatz, ich bin zu dir gekommen."

„Ja, du sollst nun bei mir bleiben.“

„Ich darf nicht, Schatz. Was haben wir uns versprochen?“

„Herzi. Vertraust du mir?“

„Ja, Schatzi.“

„Ich hab' dich tiefer lieb, als du glaubst.“

„Nein, Schatz, ich weiß es.“

Und sie legte ihren Kopf an meine Brust und ließ sich hinaufführen. Und sie schlief die Nacht, und ich lag auf der Schwelle ihres Zimmers und behütete sie. Heilig wie ein Kind.

Und am Morgen küßte sie mich auf die Stirn. „Ich danke dir.“

Jener Tag leuchtet durch mein Leben vor allen Tagen, die ich lebte. Wir saßen im Wagen und fuhren durch reife Felder, die Schnitter hatten die Sensen in der Hand, und die Bauern grüßten. Denn wir sahen aus wie zwei Glückskinder aus dem Märchen.

Und an einem Garten ließ ich halten und sprang heraus und holte die schönsten Rosen und brachte sie ihr in die Kutsche. Der Kutscher knallte, und die Braunen zogen an und trabten weiter durch sonniges Land, und wir küßten uns.

Da hab' ich sie heimgebracht, weit, weit bis in die große Stadt im Norden — wir konnten uns nicht trennen vor Glück und großem Schmerz.

12

Ich stand nun in den klinischen Semestern und horchte und klopfte an den Kranken. Die Kameraden flogen aus und ein wie in einem Taubenschlage.

Einer von ihnen war mir besonders lieb geworden, Hans Knaster, ein Musiker und Komponist, mit einer hohen Stirn und wilden traurigen Augen. Hinter diesem Kopf sah's schön und trübe aus. Er spielte mir viele Nächte vor, Phantasien von großer Schönheit, aber wirr und zerrissen. Ich wußte nicht, ob er sich durchringen würde; ich spürte oft den Hauch in ihm, der Großes aus ihm schaffen mochte, aber er war zügellos und verschwenderisch in fruchtlosen bacchantischen Ausbrüchen. Seine Schwermut und seine Trauer waren erschütternd. Er konnte nur durch viel Liebe gehalten und getröstet werden und hing leiden-

schaftlich an dem, das er einmal liebte. Ich bangte oft um ihn, denn er war nicht selten daran, sein Leben fortzuwerfen. Er hatte wenig Freunde und suchte sie auch nicht. Aber ich wußte, wie tief er litt unter seiner Verlassenheit und wie schmerzlich er die Liebe entbehrte. Wir gingen oft einsame Wege, er war dankbar für alle Zuneigung. Wir tranken in Frühsommernächten den gelben Markgräfler und sangen und lebten die Nacht unter freiem Himmel.

Und noch ein andrer war da, ein bäurischer Junge mit einem goldenen Herzen. Er hatte ein Liebchen, und sie trafen sich oft und wollten sich heiraten. Er stieg des Nachts über die Dächer um einen Kuß von ihr, er führte sie auf die Bergwiesen und holte ihr seltene Blumen; er zeichnete ihr die Fußstapfen vor, in die sie treten sollte, erst auf den engen Pfaden und später auch auf den breiten, und sie ging, wohin er wollte. Aber einmal schoß dem Liebchen ein andrer durch den Kopf. Da reiste er hin. Und als er wiederkam, trat er frohlockend in meine Stube.

„Michel, was ist's?"

„Ich hab' ihr den Kopf gewaschen."

„Was hast du ihr?"

„Ich hab' ihr den Kopf gewaschen und den Stall ausgemistet."

„Ach so. Ja — hast du denn dazu das Recht gehabt? Und woher weißt du, daß der andre nicht ein besseres Recht hatte als du?"

„Ich bin der Herr, und sie tut, was ich will. Basta!"

„Bravo! Das ist der Mann. Alle Achtung! Stampft mit den Stiefeln unter den Blumen herum und zertritt sie, wenn sie anders blühen, als er will. Du alter Kindskopf! Laß doch dein Mädchen ihre Wege suchen, und wenn's ein Irrweg ist; sie soll doch selber etwas werden, mein' ich. Oder willst sie ein Leben lang gängeln? Tust du denn immer so recht und bist so fest im Sattel? Laß doch das Schicksal walten und fall ihm nicht in die Zügel. Das ist doch der Reiz am Leben, sich selber seinen Weg finden. Und außerdem, wo haben wir unsre schönste Aussicht immer gefunden und die seltensten Blumen und die unberührteste Schönheit? Wenn wir vom Wege abgekommen waren im Walde. Wir haben das Verirren doch immer noch lieber gehabt als das brave Hingehen auf der staubigen Chaussee."

Er hat mir aber nicht gefolgt, der Michel.

Es gab freilich auch sonderbare Käuze unter den Kameraden, Nur-Mediziner, die sich nicht über ihre Einseitigkeit hinaus helfen konnten. Da war einer, dessen Sprache das gesamte alltägliche Leben zum medizinischen Gebrauch umknetete und sich in blütenreichen Fachworten bewegte. Für ihn hatte jeder Mensch einen besonderen Spottnamen, der Medizin entnommen, und er verschonte auch die zarten Frauen nicht; ein Monstrum von einer schwammigen Studentin taufte er Protoplasma, eine andre von ungezählten Jahren Klimax, und das Schlimme war, daß er immer ins Schwarze traf mit seiner Geißel. Einmal gestand er mir, es sei ihm peinlich ungemütlich im Theater, weil er da immer im Geiste Quer-, Sagittal- und Medianschnitte durch Personen und Dinge legen müsse. Er betrachtete alles unter dem psychiatrischen Gesichtswinkel, und wo ich eine reine und harmlose Freude äußerte, holte er seinen psychiatrischen Gesichtswinkel hervor, legte ihn an und bewies mir, daß das Ding oder der Mensch, über den ich mich gefreut hatte, verrückt sei. Er nannte

das Rätsellösen. Er löste die einfachsten Dinge spielend, und ich ließ seine närrische Art gern um mich sein, da seine lustigen und boshaften Schnurren uns oft ergötzten. Wie ich glaube, hat er die Liebe wenig gekannt, sie ist kein Boden für Einseitigkeiten, und Pedanterie gedeiht nicht in ihr; denn sie macht das Herz warm und weit, und die Frauen machen uns sehend und weitblickend, weil sie uns von sich schenken.

Ich habe in dieser Zeit, wenn ich mich recht besinne, merkwürdig wenig Gutes getan. Ich war zu glücklich dazu. Ich will's darum hier aufzählen für den lieben Gott, daß er es nicht vergißt, das wenige.

Ich habe einmal einem kleinen Mädchen den Ball aus dem Stadtbach geholt, und ich habe zwei Kühe an den Hörnern gepackt und zum Stehen gebracht, weil sie durchgingen. Ich habe ein weinendes Kind in der Vorstadt gefunden, das nimmer heimfand zur Mutter, und hab's seinen Eltern gebracht, und einmal kam der Portier eines großen Herrn, der mich früher herablassend behandelt und angeschnauzt hatte, in mein Zimmer und bedankte sich vielmal für

den Orden, den ich ihm verschafft habe. Das Rindvieh. Ich hab's aber angenommen.

Je tiefer ich mit meinem neuen Beruf verwuchs, um so glücklicher war ich, mit der Juristerei nichts mehr zu tun zu haben. Denn ich sah ihre ganze Armut. — Es war einmal eine Untat in der Stadt geschehen, und es lag in der Hand des sachverständigen Arztes, ob die Richter Totschlag oder Körperverletzung mit nachgefolgtem Tod anzunehmen hatten. An seiner Aussage hing für den armen Sünder Zuchthaus oder Gefängnis und die Zahl der Jahre, je nachdem er die Verletzung für tödlich oder nicht tödlich erklärte. Was aber hieß denn tödlich? Es handelte sich um eine Verletzung des Bauchfells. Vor zehn Jahren galt sie für tödlich, heute war sie es nicht mehr. Denn die Heilkunst war fortgeschritten. Aber der Stich war auch heute tödlich, wenn kein guter Arzt zur Stelle war, oder wenn er nicht die rechten Gehilfen hatte, oder wenn das Verbrechen auf dem Lande geschah und nicht in der Stadt. Wie konnten die Richter Art und Maß der Strafe nach dem Ausgang der Straftat bemessen? Wie lächerlich. Dann saßen heute

gewiß viele Menschen hinter den Gittern, die vor zehn Jahren verurteilt wurden, weil damals ihr Messerstich als tödlich galt, während sie heute viel geringer bestraft worden wären. Mußten ihre Prozesse nicht unaufhörlich revidiert und sie in Freiheit gesetzt werden? Denn alles schreitet fort.

In diesem Urteil nahmen die Richter für den Täter, der eine große Gemeinheit der Gesinnung an den Tag legte, mildernde Umstände an, weil er überhaupt ein sittlich verkommener Mensch war. Wäre also die gleiche Tat von einem sittlich hochstehenden Menschen begangen worden mit anständiger Gesinnung, so wäre sie strenger geahndet worden. Hieß das nicht die sittliche Anständigkeit ächten?

Ihr armen Richter! — Ach, wenn ihr wüßtet, was wir Aerzte wissen, von Schuld und Leid und Irren der Menschen. Aber wir sagen's euch nicht. Denn ihr sprechet nicht menschlich Recht. Und unsre Aufgabe ist, zu heilen.

Aber schließlich, was könnt ihr dafür? Es ist ein falsches System in euerm Bildungsgang. Man sollte euch erst fünf Jahre Naturwissen-

schaft treiben lassen, von Pflanzen, Tieren und Steinen, von Zellen und Organen, und von den Seelen. Psychologie vor allem, aber im praktischen Leben, und nicht bloß in tönenden Worten; ihr müßtet selber erst im Leben geschwommen und Menschen geworden sein und eigne Schuld und ein schweres Leid ohne Bitternis ausgekostet haben, um würdig zu sein, Rechtswissenschaft zu studieren. Dann würdet ihr mehr verstehen vom Menschenherzen.

In all den Jahren hab' ich mich nimmer zurückgesehnt zu euch und habe viele alte Kameraden getroffen, die es bedauerten, Juristen geblieben zu sein; sie hielten aus nicht aus Ueberzeugung, nur aus Bequemlichkeit und aus Gewohnheit an den alten Trott. Sie haben jetzt alle Frauen und Kinder und gute Pfründen.

Indessen mußte ich schaffen und einem fernen wenn auch festen Ziele entgegengehen.

Aber in die folgende Zeit fiel ein großes Glück für uns, das unsrer Liebe eine frohe Wendung gab. Anne hatte in München einen Preis erhalten für unser Goldkindbild. Jetzt war alles gewonnen. Sie hatte ihr Talent und ihr Können erwiesen, vor ihren Eltern und vor

der Welt, sie hatte die Anerkennung ihrer Berechtigung zum Leben erzwungen. Nun sollte sie in die Malerstadt ziehen, um dort ihr Letztes und Eigenstes zu finden. Eine große Hoffnung erschloß sich. Ich würde die letzten Semester in München verbringen, wir würden uns dort haben und halten, bis wir uns vollends durchgerungen hätten.

Das waren die Tage, da ich ihr Körbe voll roter Rosen sandte, die sie nachher gemalt hat, als sie so traurig war. Wer hat das Glück gehabt, um Rosen zu hungern? Ich lebte ärmlich und zurückgezogen und war reicher als irgendein Fürst. Meine Kleider waren verwahrlost, denn ich kaufte Rosen, meine Stiefel waren zerrissen, und meine Freunde schämten sich meiner. Was waren mir Kleider, Stiefel und Freunde, ich hatte Rosen zu kaufen, ein Bett von roten Rosen für mein Lieb. Ich lebte nicht mehr in der Welt, nur meinen Kranken und meinen Rosen; keiner wußte, warum ich mich zurückzog, und die helle Klara schmollte. Nur Peter verstand mich da, er streichelte mich zärtlich und hielt meine Hand. Und der Abschied von ihm war der einzige

Schatten auf unserm Glück. Aber wir wußten, daß wir uns wiedersehen würden.

Hans war schon früher abgereist, er war in den Norden gegangen, um seine Studien zu vollenden, und da er einige Monate in meiner alten Juristenstadt verbringen wollte, so hatte ich ihm Grüße an meine Bekannten und auch an Anne mitgegeben, und er wollte bei meinen Wirtsleuten von damals wohnen. Ich freute mich nun, bald von Anne mündlich über ihn zu hören.

Mein altes, schönes München! du Herbstwald über der Isar, gelb und rot in Sonne und Nebel und Blattgold.

Ein Leben voller Arbeit, Kampf und Liebe. Ich stand vor vielen Betten, vom Morgen zum Abend, und sah Tod und Schmerzen. Ich drückte leise die Hand, wenn ich den Tod am Herzen horchen sah; ich freute mich der Menschlichkeit, ein erlöschendes Leben zu kürzen, wenn es Qualen zu erlösen gab. Der Schlaf reichte dem Bruder Tod die Hand. Ich freute mich', dem Richter ins Handwerk zu pfuschen, als ein armer grauer Sünder in tödlicher Herzensangst mir eine Schuld gestand und ich ihm leise die Stirn streichelte

und ihn lächelnd und in Frieden sterben ließ. Ich freute mich, zu den Aermsten hinunterzusteigen, welche die Not und Schande abstumpfte, und die Frauen in ihrer Schmach zu stärken, die mißbraucht und geschlagen wurden in ihrer schwersten Stunde.

Und eines Abends kam Anne an. Strahlend empfing ich sie und brachte sie in ihr Quartier. Aber ein leiser Schatten lag über ihr. Sie war müd und erschöpft von der langen Reise und bedurfte der Schonung. Zart und schön und bleich wie nie fand ich sie. Aber mein Herz erschrak vor dem Leidenszug in ihrem Gesicht. Sie bat um Ruhe und schien nur mit Mühe sich aufrecht vor mir zu halten. Ich verschloß meine Liebe, die sie leise zurückwies, und wartete auf eine bessere Stunde.

In den nächsten Tagen erholte sie sich unter dem Eindruck des großen, bunten neuen Lebens, das uns packte. Wir zeigten uns die Straßen und Plätze, lachten und sprachen, sie fragte nach Peter und erzählte von Hans und von zu Hause. Ich sah ihre Bilder aus der letzten Zeit und wunderte mich; ich sah meine Rosen gemalt, Porträts und Landschaften und ein Bild von

Hans, der Kopf beinahe flüchtig hingeworfen, aber wunderbar in der unruhigen und flackernden Stimmung; das war ja genial.

Sie zeigte mir alles und war gut und müd, aber ihre letzten Gedanken verbarg sie mir; sie übte sich in einer erzwungenen Ruhe, hinter der ein inneres Beben stand, und ich sah, daß sie litt. Meine Sorge, daß sie krank wäre, beschwichtigte sie, aber ich empfand das Zittern einer heimlichen Angst in ihr. Da wurde ich traurig und lag die Nächte wach und litt mit ihr und umgab sie mit der Zartheit meines Herzens. Ich fragte nicht, ich nahm leise ihre Hand und führte sie; ich ersann stille Aufmerksamkeiten und belauschte ihre unbewußten Wünsche; ich nahm nichts, als was sie mir gab, und konnte nicht verhindern, daß Tränen auf ihre Hand fielen.

Sie sah, wie ich litt, obwohl ich's verbarg, und sie wurde todestraurig. Ich spürte, wie sie mich liebte, und wir litten eins um andre, weil wir uns Schmerzen machten durch Liebe.

Ein seltsames Ungeschick lag über uns. Es galt für Anne einen Lehrer zu finden, der den Eigentümlichkeiten ihrer persönlichen Kunst ent-

sprach und bei dem noch etwas für sie zu holen war. Wir stapften durch den Schnee in einen Vorort hinaus, wo die Villa des Meisters lag; er bedauerte, nicht empfangen zu können, er reise in zwei Stunden nach dem Süden. Da gingen wir enttäuschten Herzens heimwärts. Dann wollten wir zu einem jungen berühmten Künstler; wir hatten schriftlich angefragt, aber es war keine Antwort gekommen. Ich blieb unten vor dem Hause stehen, und Anne stieg mit Herzklopfen die Treppe hinauf. Aber sie wurde nicht angenommen; der Schülerkreis war geschlossen. Wir wußten, daß unser Pech auch unsre weiteren Schritte beschweren würde; aber wir wollten uns nicht entmutigen lassen. Der nächste Lehrer war erkrankt und konnte vor Wochen nicht an Arbeit denken. Unsre Hilfsquellen waren erschöpft. Inzwischen suchte Anne Arbeiten zu verkaufen.

Ich holte sie täglich ab, und unser Ungemach verbündete uns heimlich fester. Wir waren froh an unsrer Nähe und vergaßen alles Leid, wenn wir uns sahen; wir froren und hungerten, wir besorgten unsre Einkäufe; und einmal gingen wir auch ins Theater. Ein feines Stück von armen

Ausgestoßenen. Wir lebten es und litten mit und sahen voll Glück, wie tief wir ineinander lebten und miteinander verwachsen waren. Und auf einen Abend hoffte ich im stillen. Weihnachten kam. Ich hatte mir etwas erspart und freute mich und hoffte. Wir wollten uns nichts schenken, aber einen eignen Christbaum wollte ich für Anne haben. Der stand nun in meinem Zimmer, ganz klein und gering; aber ich hatte ihn mit Silber geschmückt und weißen Lichtern. Und eines lag darunter, das ich heimlich gekauft, ein Kätzchen aus dänischem Porzellan. Sie war einmal unterwegs in Entzücken stehen geblieben und konnte sich nicht satt sehen daran. Wir waren weitergegangen und hatten über unsre Armut gescherzt. Nun hatte ich's erstanden.

Damals hat sie mir die Arme um den Hals gelegt und mich auf den Mund geküßt. Wir streichelten uns und waren froh und traurig.

Aber wir mußten noch viele Gänge miteinander tun, ehe wir unser Leben in die Reihe brachten. Als wir uns keine Mühe mehr gaben, ging es wie immer. Von selber fiel uns das Gesuchte in den Schoß, wir brauchten nur noch

zuzugreifen. Aber es lastete noch immer bang auf uns, es lag uns auf den Lippen, wir lasen es uns von den Augen und fanden nicht den Mut, es uns zu sagen. Wir trugen ein Schweres unausgesprochen miteinander und hielten unsre Hand und stützten uns, und scheuten uns, den zarten Schleier zu zerreißen, den wir um unsre arme Liebe gebreitet hielten.

Das waren dunkle Wochen inneren Gebens und äußeren Versagens. Und endlich brach unsre Kraft. Wir wußten, was kommen werde, und wollten's uns erleichtern.

„Was hast du? Sag mir's, Herzi!“ bat ich.

Sie sah mich an, blaß und hilflos.

„Sieh, ich bin so stark und froh um dich, es tut nicht weh. Sag du mir's bloß. Dein Herz wird dir leichter werden.“

Sie nickte.

„Ich werde zu dir gehen. Komm, Bubi.“

Wir gingen heim, und sie sagte, was ich lange wußte. Sie liebte Hans. So arm, so traurig, so todwund lag sie da, ich wußte bloß, daß ich ihr helfen mußte.

„Ja, Kind. Armes, armes Herz. Hast so gelitten und hast kein Vertrauen mehr zu mir

gehabt. Hast mich für klein und schlecht gehalten und hab' dich doch so lieb."

Ich strich ihr übers Haar, da warf sie sich aufs Sofa und schluchzte wie ein verlaufenes Kind, und ich saß vor ihr und küßte ihr die Tränen von den Wangen.

„Sei still, Herzi. Sieh, ich bin bei dir und halte dich."

„Ich hab' dich nicht gekannt, Bubi."

Dann saßen wir lange und redeten miteinander und sie hatte den Kopf an meiner Brust und wir waren glücklich in unsern Schmerzen. Denn wir hatten uns wiedergefunden.

Sie fand sich nicht zurecht in ihrem Herzen. Der arme traurige Hans, den sie küßte, und ich — sie liebte uns beide. Sie wollte den Armen reich machen, aber mir konnte sie keine Schmerzen machen, ihr Herz war zu weich und groß dazu; wenn ich fort war, sehnte sie sich nach mir und bangte um mich.

Ich habe diese Wochen nicht mehr geschlafen. Am Tage mußte ich arbeiten, die Kraft zusammennehmen, in der Umgebung der Stadt eingreifen und den Frauen helfen, wenn ihre Stunde kam. Aber die Nächte gehörten mir;

da lag ich und sah Anne in seinen Armen und stöhnte und litt. Aber am Morgen war ich still und ging zu ihr und war glücklich, sie zu sehen, und wir nahmen uns an der Hand und gingen lächelnd durch die Straßen. Wir warfen die Briefe ein, die sie ihm schrieb, wir kauften ihm Geschenke und wir hüteten und schützten uns vor allem Unglück. Wir hatten uns lieber und waren uns teurer als je.

Das war wohl schön und schwer damals. Aber es blieb uns auch die Neige des Trankes nicht erspart. Hans liebte Anne mit all der Leidenschaft seiner ungezügelten Seele, die ich an ihm kannte, und ich wußte, daß ihr Verlust sein Tod wäre. Den Armen, der nie Liebe und Heimat gehabt in seinem unsteten Leben, durfte ich nicht berauben. Ich fand keinen Ausweg. Da lag eines Tages ein Zettel auf meinem Tisch, und ich war bereit.

„Hans war da. Er ist krank geworden. Hole mich um fünf Uhr ab. Anne."

Da wollte ich ein Ende machen mit unsern Qualen. Ich schrieb mit fester Hand: „Anne, du bist frei. Wir wollen ohne Abschied gehen, es ist zu schwer. Ich reise heute abend."

Ohne Bewußtsein packte ich. Ich fieberte und wußte nicht, was ich tat; nur mein Herz hämmerte und schmerzte. Als ich die Bilder von den Wänden genommen hatte und unter den offenen Koffern stand, stolperte ich über einen Kasten und erschrak, als es klang. Da lag meine Geige. Ich nahm sie auf und spielte, spielte, ich weiß nicht was und wie lange; ich sah Anne in ihrem Zimmer meinen Brief überfliegen, auf die Knie fallen und daliegen; dann erhob sie sich hastig; ich sah sie in einen Wagen steigen, der Kutscher hieb los, ich hörte den Wagen fahren und spielte. Spielte, als sich die Tür öffnete, spielte und nickte ihr bloß zu; ein Taumel hatte mich ergriffen; ich spürte, daß meine Augen brannten und leuchteten und daß der Hauch von einst über meinem Haupte war, als ich spielte. Endlich war meine Kraft zu Ende. Zitternd stand ich da und fing Anne in meinen Armen auf. Sie umschlang mich und bedeckte meinen Mund mit Küssen, und wir küßten uns ohne Ende. Wir nannten uns Schatz und einziger Liebster. Wir wußten, daß wir unzertrennlich verbunden waren und nicht von uns konnten. Wir sahen uns glücklich an

und waren uns teuer; und wir wußten eines das andre.

Es war alles einfach und klar für uns. Wir hatten uns liebgehabt und auf uns gehofft, aber wir hatten uns zu wenig gekannt. Wir sahen uns zu selten, und wenn wir uns sahen, waren die Stunden mit Küssen und glücklicher Sonne gefüllt; an Schatten dachten wir nicht. Da warf uns das Schicksal einen Mann in den Weg, der nie die Sonne gekannt. Seine geniale und traurige Seele hatte Annes Blut gefangen, sie küßte ihn und gab seinem Leben Glück. Ihr zartes und reines Herz fand Beglückung darin, einem armen Schattenwanderer die Sonne zu zeigen und sein Dunkel licht zu machen. Ich verstand und bewunderte sie, wir waren frei gewesen, und die größere Liebe hatte das bessere Recht. Dann war sie zu mir gekommen, fremd und verstört. Wir hatten im Vertrauen gelebt, aber sie mußte mir Schmerzen machen, wenn sie das Vertrauen wiederherstellen wollte. Sie hatte gelitten und ihre Schmerzen verschlossen. Und wir lernten uns aneinander halten und wir lernten uns kennen, und sahen, daß wir uns verstanden, wie kein Mensch uns

verstand. Da konnte sie nicht mehr verbergen. Frei und rein hat sie mir's gesagt, und wir ehrten uns. Und wir hatten uns lieber gewonnen als alles auf der Erde und konnten uns nimmer verlieren.

Das war so natürlich alles. Aber was mußten wir weiter tun? Hans, einen tiefen und guten Menschen, dem sie Inhalt und Sonne eines qualvollen Lebens geworden war, in noch tieferes Dunkel zurückstoßen? Dazu hatten wir nicht das Recht. Und uns durften wir nimmer verlassen. Wir wußten nicht weiter. Aber wir waren uns Glück und Kleinod geworden. — Am Abend ging ich zu Hans ins Hotel. Er lag mit glühenden Wangen da, phantasierte und erkannte mich nicht. Ich ließ ihn ins Krankenhaus schaffen und ordnete das Notwendige an. Eine schwere Fieberkrankheit packte ihn und gab sein Herz dem Tod in die Hand. Der wog es hin und her, besann sich und spielte mit ihm.

Da lag Anne an seinem Bett und bat und verzweifelte und klagte sich an und ließ sich nicht beruhigen. Täglich brachte ich sie zu ihm, und sie saß und legte ihm die Hand auf die Schläfen. Er wurde ruhig, wenn er es merkte, und suchte zu lächeln. Der Tod spielte mit ihm, und als

er seine Laune an ihm gestillt hatte, gab er ihn wieder frei. Er lag ruhig und matt in den Kissen, und Anne küßte ihm die Stirn. Und als er kräftiger wurde, und die Amseln in die Fenster hereinsangen, küßte sie ihm den Mund, und ich lächelte und drückte ihm die Hand. Dann nahm er sie dankbar und leuchtete auf; und wir brachten ihn langsam der Genesung entgegen. Wir gingen mit ihm auf die Straßen und zeigten ihm alle Knospen und Blüten, und die Stare und den warmen Wind. Und wir liebten uns so, daß wir unser Blut zum Schweigen bringen konnten.

Das Schicksal hatte mit uns gesprochen. Wir hatten seinen Tod gefürchtet, denn wir liebten ihn, und wir hatten in dunkeln Sekunden auf seinen Tod gehofft; wir empfanden es als Sünde, aber wir konnten unsern Herzen nicht gebieten. Wir konnten uns nicht gehören, wenn er gestorben wäre — denn unsre Gedanken an seinem Lager standen zwischen uns —, und wir konnten uns nicht gehören, wenn er am Leben blieb. Dann mußten wir ihn dem Leben vollkommen zurückgeben. Wir litten miteinander und hielten uns am Herzen und küßten uns,

und der große lächelnde Tod sprach mit. Und als er sein letztes Wort in die Wagschale warf: „Lebe“ — da wußten wir, daß wir den schweren Weg gehen mußten. Was wir taten, mußten wir rein und ganz tun.

Wir haben uns noch einmal geküßt und uns ans Herz genommen und haben gewußt, daß wir das Beste in unserm Leben waren. Wir haben auch geweint. Dann haben wir uns die Hand gegeben und haben uns noch einmal in die Augen gesehen. Das letztemal.

13

Als ich durch Sonne und Wiesengrün in die Heimat trieb und in die alte Schwarzwaldstadt einfuhr, trug ich ein Kleinod in mir: das Wissen von einem großen und reinen Frauenherzen. Ich war ein Träumer gewesen und hatte die Frauen verehrt, die ich nicht kannte, aus einem ahnenden Gemüte und ohne triftigen Grund. Sie galten für schwach und unzureichend in allen Dingen. Das hat mich immer empört,

denn es ist so unwahr wie nur ein Ammenmärchen. Aber meine Liebe setzte ihnen die Krone auf die Stirn und umgab sie mit einem unirdischen Glanze. Da nahmen sie sich die Kronen ab und sagten traurig: „Wir wollen nur Menschen sein. Wir sind keine Königinnen, sondern Bettlerinnen; laß uns das Recht, auf dunkeln und staubigen Straßen unsern Weg zu suchen, der auf der Erde geht wie der eure. Wir sind arm und haben Flecken wie ihr, aber wir wissen es, und es tut uns leid, daß ihr uns oft verkennet; ihr mögt uns einmal achten und ein andermal verachten; wir tragen es und lächeln in Schmerzen; wir sind gut und schlecht und stark und schwach wie ihr; wer von euch die Augen hat, wird alles sehen und uns verstehen."

Dann verdüsterten sich ihre Stirnen, und sie sagten: „Sag ihnen, die uns verachten und schmähen: nicht wir sind verachtenswert unser Leben lang; nur sie haben nicht die Augen, unser Starkes zu sehen. Schaff ihnen andre Augen, die ihr eignes Kleines fassen, und sie werden uns ehrlicher und besser ansehen lernen."

Und noch mehr sagten sie zu mir:

„Wir sind so rein, als ihr uns anzusehen

vermögt, so gut, als euer eigen Herz ist, und so schön, als eure Augen zu sehen vermögen. Wir sind in euch selber, aber ihr wißt es nicht. Ihr schenkt uns unverdient Krone und Kranz, ihr reißt uns ungerecht die Kleider vom Leib; es hilft euch nichts, wir bleiben eure Schwestern; euer Blut fließt in uns so stürmisch und verlangend wie in euch, nur habt ihr nicht den Mut, es zu bekennen. Ihr verleugnet uns und bestreitet uns das Leben, das doch in uns atmet, und das Blut, das in uns rinnt, auch wenn ihr's oder wenn wir's verbieten. Ihr ehrt euch selber, wenn ihr uns wahr sein lasset. Und ihr ehret uns besser damit als mit Preisen und goldenen Kronen, die uns nicht gebühren. Wir Frauen sind Menschen. Ihr habt es noch nie gewußt. Menschlich wie ihr im Starken und Schwachen. Vergesset es nie."

Demütig und leise und tapfer sagten mir das die Frauen. Und mein Herz zitterte und schmerzte, daß sie sich die Kronen selber von der Stirn taten; aber es neigte sich vor ihnen und sagte: „Machet euch nicht schlechter, ich bitt' euch; lasset mich euch verehren, auch ohne Kronen, ihr seid doch Königinnen."

Aber sie trauerten und baten, es ihnen zu glauben, daß sie nur Menschen seien.

Da stritt mein Herz und blutete und wand sich, und einmal wurde es fest und warm, und ein neuer Glaube durchfloß es, und es sagte:

„Kinder seid ihr. Kinder mit bloßen Füßen und zuckenden Herzen. Kinder, die spielen und zerbrechen, und nicht wissen, was sie tun. Kinder, die fallen und sich wehe tun. Kinder, die streicheln und liebhaben und küssen, wo ihr Herz es ihnen sagt; Kinder, die lächeln und weinen aus zartem und undurchsichtigem Wesen; Kinder, die tanzen und lachen, und verhärtet werden, wenn man sie nicht versteht."

Da sagten sie: „Ja, wir sind Kinder. Du verstehst uns. Aber wir sind noch mehr und noch weniger."

Da wurde mein Herz sonnig und glücklich: „Kinderköniginnen seid ihr, Menschenköniginnen, die auf Erden gehen mit staubigen Füßen und zerrissenen Kleidern, aber ich sehe euern heimlichen Reif um die Stirn, obwohl ihr die Kronen niederlegtet. Ich habe Schmerzen um euch gehabt, ich weiß es."

Da sahen sie mich an und lächelten, und ich

sagte zu den Frauen: „Ihr seid wahr gegen mich gewesen über euch, ich will die Wahrheit vor euch sagen über uns.

Man nennt euch schwach, aber ich weiß es besser. Zart an körperlicher Kraft und stark in der Seele. Ich hab' gesehen, wie Kinder geboren wurden. Ich sah, wie der Mann zur Türe ging und verschwand, als die schwere Stunde der Frau kam. Ich sah, wie der Mann ohnmächtig wurde und die Lampe hinwarf, mit der er leuchtete, derweil die Frau ihre Schmerzen litt und sein Kind zur Welt brachte. Ich sah auch, wie der Mann nebenan mit Freunden feierte und sich betrank auf die glückliche Niederkunft seiner Frau, indes die Frau still im Blute lag und ein Leben schenkte. — So schwach seid ihr.

Man nennt euch schwatzhaft. Aber ich weiß es besser. Es gibt Waschweiber auch bei euch. Aber ihr verschweigt eure Schmerzen und verschließt alle Qualen in eure geheimsten Winkel; wenn ihr Großes leidet, so weint ihr verborgen und tretet still und ruhig ans Tageslicht unter die Menschen und lasset's niemand ahnen. Derweil sitzen eure Männer im Wirtshaus und

erzählen sich den neuesten Klatsch und knüpfen weise oder saftige Bemerkungen daran und trinken Bier und bilden sich ein, Politik zu treiben. Zigarren, Wein und Weib. — So schwatzhaft seid ihr.

Man nennt euch feige. Aber ich weiß es besser. Zart seid ihr und beweglich in den Nerven und erblaßt und erzittert, weil euer Herz feiner arbeitet. Aber ich habe Frauen gesehen, die nachts allein und ohne Waffen durchs Haus leuchteten, um einem Geräusch auf die Spur zu kommen, während der Mann sich nicht aus dem Bette wagte. Der Mann, der Wunden oder Schmerzen hat, klagt und stöhnt und übertreibt. Die Frau aber schweigt und nimmt es auf sich. Und ich habe ein gutes Merkzeichen, um bei einem Kind das Geschlecht zu erraten, ohne Rücksicht auf die äußeren Merkmale. Wenn ein Kind vor den Chirurgen gebracht wird, und es liegt still und wissend und gefaßt da, so ist's ein Mädchen; wenn es aber brüllt und schreit und Furcht hat, so ist's ein Junge. — So feige seid ihr.

Man nennt euch töricht Aber ich weiß es besser. So töricht seid ihr wie Kinder, die einen

unverbrauchten und unverdorbenen Geist haben. Das Natürliche faßt ihr, aber das Verstimmte, Erklügelte und Erkünstelte ist euch zuwider. Mit der Kraft des Herzens ahnt ihr, mit der Klarheit euers Empfindens wißt ihr und werft alle Schärfe des Geistes über den Haufen. Die Frauen, die ich kannte, dachten rasch und tief, und mich freuten die armseligen Köpfe, die durch Finten und Verdrehungen ihnen nicht recht gaben, weil es zu den Privilegien des Mannes gehört, gescheit zu sein; und mich freute die Erbärmlichkeit, die niemals eine Ueberlegenheit der Frau anerkennt, weil sie sich eigner Niederlagen schämt. — So töricht sind die Frauen."

Als ich so zu den Frauen sprach, schüttelten sie die Köpfe und sagten: „Du hast den Mut, uns das zu sagen? Die Männer werden dich steinigen und ans Kreuz schlagen, denn es ist wahr."

Da lachte ich und sagte: „Laßt sie steinigen, die Männer, die steinigen, habe ich an der Ferse verwundet. Aber ich weiß noch mehr. Man nennt euch Geschlechtstier. Aber ich weiß es besser. Unverbraucht seid ihr und habt reinere Kraft des Blutes. Der Mann verbraucht sich

und ist zügelloser. Wo ihr aber beide Tiere seid, da ist er das gemeinere. Und wo ihr verdorben seid, hat euch ein Mann verdorben."

Da schauten sie mir ins Auge und sagten leise: „Wir sind Menschen wie ihr, ohne Unterschied. Tiere so gut und so wenig wie ihr. Wer ohne Makel ist, der werfe den Stein auf uns."

Ich sagte: „Ich werfe nicht. Ich verstehe. Es gibt keine Schuld als die Gemeinheit; sie ist die einzige Schuld auf Erden; alles andre ist Leid und Verkettung von Umständen und Kranksein und Suchen und Sehnsucht. Verstehen hilft besser als Verurteilen. Nur dem, den man versteht, vermag man zu helfen, aus dem Staub aufzustehen und weiterzugehen und den rechten Weg zu suchen. Aber um zu verstehen, muß man selber den falschen Weg gegangen sein. Man muß irren und fehlen und die Not des Herzens gelitten haben, das kein Licht mehr sieht, um ein Armes zu verstehen. Denn wir sind keine Heilande. Man muß auch in Scham gekniet und gerungen haben, und man muß den rechten Weg selber gefunden haben, um helfen zu können. — Wollet ihr mir auf

den rechten Weg helfen, ihr Frauen? denn ich möchte ihn finden, um ihn andern zu zeigen."

Da gaben sie mir die Hand und sagten: „Wir wollen. Ein Mensch werden mußt du, wie wir Menschen sind. Stark und schwach sein und fehlen und recht tun. Aber nie in Gemeinheit. Denn dann wirst du schuldig. Und ein Schuldiger kann nicht helfen."

Da stieg ich rüstig hinunter in die Stadt und wollte ein Mensch werden. Und ich ehrte mein Kind im heimlichsten Herzen und umgab es mit aller Schönheit und Liebe; ich dachte an sie und sprach mit ihr, wie man mit seinem Kostbarsten spricht, und ihr Duft war um mich, und ihr Segen war auf meinem Haar.

*

Bade, Mausi, bade dich in Sonne! Ich will dir Sonne denken, da du arm und fern und kämpfend bist, Worte, die Gold und Silber und Rosen atmen und sich in deine Träume stehlen zu einer neuen großen Hoffnung. Tod, Tod dem Leid! Ich verkünde dem Schmerz und Kummer den Krieg, und ich werde siegen, denn die Sonne ist mit mir! Ich will mir ein

Heer rüsten von Amseln, Kuckucken, Meisen und Nachtigallen, das soll zu Felde ziehen gegen das Leid in dir. Und sie werden siegen, denn was vermag das Leid gegen Vogelsang? Ich werde dir Sonnenstrahlen zu Reimen weben und goldene Tüchlein daraus machen, die sollen dir alle Tränen von Grund aus auftrocknen und stillen. Und sie werden deine Tränen versiegen, denn was sind Tränen vor Sonnentüchern, und was ist Leid vor Liebe?

Es ist so schön, allein in den Bergen zu sein, von allen Menschen abgeschlossen durch dicken Nebel. Nur Lerchen singen hoch im Nebel; man sieht sie nicht, man hört bloß ihr Lied.

Und ich sehe dich glücklich lachen und tanzen nach ihrem Lied, tanzen mit deinem Herzen und mit deinen Beinen, mit der Anmut, die bloß du auf der Erde hast. Ein Tanz nach einem Lerchenlied, hoch in den Bergen, im weißen Morgennebel.

Dann bricht ein leiser Sonnenstrahl durch das Milchmeer, und ich weiß: er kommt von dir, gerade aus deinem Herzen. Du sendest ihn mir. Und ich gehe langsam über die feuchten

Wiesen, mein leiser Schatten neben mir; in deiner Sonne.

Was je schwer und dunkel zwischen uns war, nun sind's Sonnenstäubchen geworden. Man sieht sie nur, wenn helle Sonne darauf fällt, und dann sind sie vergoldet und in reine Schönheit getaucht. Und sind doch Erdenstaub.

Sieh, du hast Sonnenstäubchen mit mir gelebt!

Ich hab' in eine Frauenseele blicken dürfen, so tief, daß mir's schwindelte vor lauter Abgrund. Aber zu tiefst im Abgrund lagen so seltene Schätze, Gold und Perlen und Edelstein, daß ich aufs neue fast blind wurde vor Glanz und Leuchten. Du brachtest mir deinen Abgrund und küßtest mich, daß ich erschrak vor Glück, und du ließest mich die Schätze heben, einen um den andern, und machtest mich reich; ich durfte graben und Stufen schlagen und tief in dein Herz hineinsteigen zu den ungehobenen Schätzen, die dir noch selber unbekannt waren. Du warst lieb und gut und leuchtetest mir durch die Nacht und machtest die Kammern hell, daß ich die Adern anschlagen und dein Bestes, Reinstes finden konnte, das noch keines Menschen Auge gesehen.

Ich bin eine Sonnennatur wie du, ich brauche den Glauben an ein Großes. Der Zweifel tötet alles Starke, macht kraftlos und niedrig. Aber der Glaube bringt zum Leben und zur Sonne und macht heimliche Kräfte frei.

Möchtest ein Becherlein Sonne trinken, Schatzi? Du, woher strahlst du heute so? Es leuchtet aus deinen Augen heraus, will denn die arme, alte Sonne in deinem Herzen noch einmal jung werden? Was ist das für ein wunderlich Geleucht? Deine Augen sind's ja nimmer gewohnt. Die Tränenbäche haben die alten Sonnenspuren ausgelöscht und die Strahlen erstickt, wenn sie herausfliegen wollten. Wachsen dir neue Sonnen im Herzen?

Wenn sich zwei Menschen so über alles Denken gut sind, so stehen ihre Seelen in nahen, geheimnisvollen Beziehungen und wissen vieles voneinander und spüren ihre Körper, auch wenn sie fern sind, und verstehen viel Unerklärliches. Und oft reden ihre Seelen miteinander, leis und laut. Und da wissen sie von Gott, denn sie wissen von dem Tiefsten in ihrer Brust, und schenken sich's.

Heimat? Ich habe keine Heimat, als an

deinem Herzen. Du ruhst in guter Liebe und ich lächle: ein Abglanz von dir liegt über meinem Leben, denn du lebst in meiner Brust.

Alter, Zeit? Geliebte sind ewig jung, jünger als alle andern Menschen. Du bist so jung und süß und geliebt, ich habe nie gemerkt, daß die Zeit irgendeinen andern Einfluß auf dich hatte, als daß du teurer und geliebter wurdest.

Sonne — wenn nur der Wille zur Sonne da ist. Sonne — ich meine Glauben und Lebensmut und Genußfrohheit für alles Schöne. Es muß ja nicht bloßes Lachen und Fröhlichkeit sein. Sonne — ich meine: den Mut zu dir selber.

*

Ich hab' mir oft gewünscht, die Hand für dich ins Feuer zu legen. Nun liegt mein Herz im Feuer und ich lächle, es ist Glück. Du hast mich reich gemacht; was kann das Leben trennen, das sich im Tiefsten gehört? Das ist das Unvergängliche an uns, die unerschöpfliche Liebe. Und auch die Sehnsucht nach dem Glück, das uns einmal gestreift. Wir litten furchtbar, aber wenn wir uns sahen, so wußten wir vor Zartheit kaum, wer besser seine Schmerzen verbergen konnte. Wir wurden Heuchler vor uns aus

Liebe. Ich hielt's nicht aus, dich manchmal nicht zu sehen, und brannte meiner Pflicht durch. Wir faßten uns dann Hand in Hand oder nur am kleinen Finger wie Kinder und gingen selig durch die Straßen. Wir waren wortlos glücklich in unsrer Nähe. Aber oft übten wir uns auch zu lächeln, während wir im Herzen weinten. Wir ließen's uns nur selten, nur wenn alle Kraft zusammenbrach, merken, wie unsäglich wir litten. Aber wir haben uns noch viel, viel lieber gewonnen.

Liebe bringt sich dar, stumm und demütig: zertritt mich, ich kann mich opfern. Und doch ist Liebe gesteigertes Leben, verlangt doppelt und tausendfach Leben und hungert und hungert nach Licht. Es gilt aber nicht, daß Liebe glücklich werde. Dazu ist sie da: zu offenbaren, daß es eine Kraft auf Erden gibt, die unglücklich sein kann und es bewußt auf sich nimmt, wenn's not tut. Und die es lächelnd tut und mit strahlenden Augen: sieh, es tut nicht weh. Und so wird sie doch glücklich und kostet die tiefste Seligkeit: dem Geliebten Schmerzen zu ersparen. Und so macht die Liebe glücklich, weil sie ihre Tränen tragen lernt, und sie trägt ihr Glück in sich selbst. Glück und Leid sind da eins; es

sind nur verschiedene Formen für eine Empfindung. Und das ist die Liebe.

Je nachdem wir gut und stark sind für die Geliebte, oder schlecht und schwach, empfinden wir sie als Glück oder als Schmerz: aber es ist immer nur dieselbe tiefe Liebe. Wären wir tapfer, so machte die Liebe auch glücklich, während die Geliebte uns Schmerzen bereitet. Wir müßten doch wissen, daß sie im Grunde immer gut und schön bleibt, auch wenn sie irrt und strauchelt. Aber wir sind dann nicht tapfer, sondern schlecht und klein und sehen die Geliebte so, weil wir's selber sind und nicht die Kraft haben, unsern Glauben an sie zu bewahren. Dann empfinden wir die Liebe als gesteigerten Tod, sie läßt uns doppelten und tausendfachen Tod erleiden und uns den kleinen, wirklichen Tod als ein Glück begehren. Und doch ist das alles nur Liebe, heißes, tausendfaches, inbrünstiges Leben!

Liebe ist köstlich mit allen Qualen und Wonnen. Aber sie ist geizig mit den Freuden und freigebig mit den Schmerzen. Sie ist immer im Rückstand mit den Wonnen.

Liebe ist selig mit Glück und Leid. Sie rechnet nicht nach. Sie vergißt und behält im

Gedächtnis: das Leid vergißt sie und das Glück hat sie glühend in ihr Hirn geschrieben. Und versteht nichts als zu lieben.

So ist die Liebe Schmerz und Glück bis in den Tod.

Einen Menschen so liebhaben wie ich dich, das ist schon etwas vom Ueber-den-Tod-hinaus; es ist eine unirdische Kraft darin, etwas von Gott, wozu der Mensch nichts kann. Ach, unsre Liebe hat schon Tode überlebt, sie weiß, was Tod ist. Ich habe dich geliebt, und in der bittersten Not am wildesten. Aber ich habe dich noch nie so geliebt wie heute. Und ich weiß wohl: der Tod erschöpft die Liebe nicht.

Das ist's: daß ich erfaßt habe, daß du ein wilder Rosenstrauch bist, die Wurzel in der Erde, die Zweige in der Sonne, voll duftendster Rosen. Ich weiß nichts Reineres als dich, nicht Schnee noch Rose, ich weiß nichts Tapfereres als dein Herz. Liebste Frau auf Erden. Leise, leise: schönste Frau auf Erden ...

Einst, in unsrer ärmsten Zeit, glaubten wir, Trauer und Schmerzen seien das Natürliche für den Menschen, eine Freude müßten wir als sondere Gnade ansehen. Du fragtest:

„Warum muß man denn glücklich sein? Menschen müssen mit dem Leid zufrieden sein.“

O Schatzi, das bedünkt mich, als wollten wir sagen, alle Menschen müßten von Natur blind sein, und wenn einer sähe, so sei's unverdient. Nein, unsre Augen waren nur beschattet und krank, weil wir so tief im Schatten gingen. Aber sie sehen noch den Mond und seine Schönheit, unsre Seele empfindet noch alles Starkblütige, Adelige und Reine und erfrischt sich daran, und wir haben ein Recht auf Freude. Wir müssen sie nur erkämpfen — durch lauter Schmerzen. Sag: den Schatten so miteinander tragen, wie wir's tun, ist das nicht auch Sonne? Was brauchen wir Worte, die immer zu arm und bettelhaft waren, um uns unsre Liebe zu sagen. Müssen wir nicht schweigen, wo die Seele redet, in leisen Opfern, in verschwiegenen Kämpfen, ungestüm in Tag und Nacht?

Sieh, Staub liegt überall im Leben, das ist gut so. Aber nicht der Staub macht unsern Wert oder Unwert aus, sondern: wie wir den Staub unsers Lebens tragen. Und d u trägst ihn königlich.

Es gibt Menschen der Ebene. Ich bin im Tal geboren, an schroffen Bergen, und bin gewohnt, zu steigen und abzusteigen. Und ich wohne im Leben. Berg- und Talmensch bin ich, Licht und Schatten leb' ich, Glück und Leid hab' ich, bis das Lied ein Ende hat.

Aber ich sah einst nur Rosen im Leben. Es lag an meinem Auge, nicht am Leben. Nun sind's wirkliche geworden, Lebensrosen.

Mein Leben ist bloß ein Liebeslied für dich, mein Tod wird nichts sein als ein Liebeslied für dich. Was hab' ich gehabt im Leben als dich und die Küsse, die du mir schenktest, und die Leiden, die du mir gabst? Und dennoch: es ist so schön, das Leben, es ist so schön, dich zu lieben. Wieviel Wasser ist unsre Wangen hinuntergegangen seit dem Tage, da wir uns sahen, Leid und Glück floß ineinander über unaufhörlich; aber wir haben uns oft ans Herz genommen und uns getröstet mit leisen, lieben Worten. Und nun streu' ich dir Rosen auf dein armes Leben. Keine Königin der Erde soll so schöne Rosen haben wie du.

Und alles ist rein, und alles, was je dunkel war, ist silbern, und alles, was un-

durchdringlich war vor Pein, ist verklärt und erschlossen. Und das ist leuchtendes Leben und ist Liebe.

Und ich will mit meinem Letzten noch Schönheit schaffen. Wenn ich einst sterbe, so soll man mich verbrennen und meine Asche in die Erde eines Rosenstocks bringen. Dann werden rote Rosen aus meiner Asche blühen, und Frauen werden sie an die Brust stecken.

14

Und ich sah Peter wieder. Er hatte ein Buch geschrieben, sein Lebensbuch, und hielt eine Liebste im Arm, und wir umarmten uns. Und als wir um Mitternacht auf einer Bank saßen unter den Sternen und ich unter ihnen war, und sie sich Liebes sagten, da segnete ich sie mit dem zitternden Herzen eines, der Bescheid weiß in leisen und reinen Opfern.

Die Kameraden traf ich wieder im alten Leben. Nur Klara, die frische lustige Klara, die über alles freiweg geurteilt hatte mit keckem

Schnabel, trat mir nachdenklich entgegen: „Du, ich fange an, zu verstehen.“

„Du fängst an? Du mußt alles zu Ende verstehen. Alles, was es im Leben gibt.“

Sie sah mich an. „Ich glaub', ich kann's.“

Da wußte ich's. „Arme, arme Klara.“

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Die alte Liebesgeschichte. Ein Herz, das sich getäuscht hat. —

Ich griff wieder kräftig mit an, ich zog in der Karre weiter. Ich bin noch einmal Schulbub gewesen und habe die Demütigungen eines Staatsexamens geschmeckt, und ich hab' die Maskerade mitgemacht, welche die Zahlung einer Geldsumme notdürftig mit Wissenschaft umhüllt und die Doktorexamen heißt.

Dann bin ich fortgeflogen, ein freier Vogel im Winde.

Ich bin durch Straßen und Länder gegangen, ich bin die Nächte unter den Sternen gelegen auf dem Feld und hab' mit dem lieben Gott gesprochen. Ich hab' meinen Kranken Arznei und von der Sonne gegeben, die ich unterwegs gefunden. Und ich hab' wohl Erfolge damit erzielt. Wenigstens machte damals der „narrete

Marte" eine Eingabe an die Stadt, in der er den Antrag stellte, ich möge zum Oberarzt des Spitals bestellt werden, weil die andern nichts von der Sache verstünden. Aber ich habe die Ehrung bescheiden abgelehnt und bin nach Hause gezogen. Ich bin Orts- und Armenarzt geworden in einem Dorfe in meiner Heimat und hab' ein kleines altes Häuschen gepachtet, das leerstand. Es ist nicht viel an dem Ort zu sehen, aber ich habe einen großen Garten rund ums Haus; und da ist wohl ein altes Erbteil von meinem Vater her in mir aufgewacht, der immer noch sein Gärtnerherz unterm Wamse hat. Ich habe hinter dem Haus, wo der Komposthaufen liegt, ein Mistbeet angelegt und pflanze und ziehe und probiere nach Herzenslust, und weiter draußen, gegen den Zaun, da blüht's zusammen im Sommer, wie weit und breit in der Gegend nimmer. Da ist ein Stück Garten bloß mit Malven bepflanzt, weiß und rosa, und die Stengel schießen und besetzen sich mit breiten Blüten. Und rechts davon stehen die Lilien, die ich aus meines Vaters Garten habe, wie ein weißes Meer in der Nacht. Und die Sonnenblumen wachsen wie Kindsköpfe, und

der Wind weht die Samen weit im Feld herum, und überall, in allen Himmelsrichtungen, stößt man auf Sonnenblumen aus meinem Garten. Ich habe auch drei Apfelbäume, Goldparmän und Reinetten, und eine große Hürde liegt im Keller voll mit saftigen Aepfeln. Ein Spalier mit Winterbirnen wird mir jeden Herbst von den Buben gestohlen, und die Kammerz am Haus trägt alle Jahr ein paar saure Trauben, aber die Spatzen und Amseln und Stare hab' ich noch nie so nah und laut pfeifen und singen gehört wie in meinem Garten.

Drüben auf der andern Seite ist mein besonderer Garten. Weiße Rosen, Stock an Stock. Ueber hundert Stämme hab' ich stehen, lauter gute und edle Sorten, es ist eine Pracht, wenn die im Sommer und Herbst zusammenblühen. Man hat mir auch schon einen Taufnamen gegeben im Dorf. Den „Rosennarren" heißen sie mich, ich mach' mir aber nicht viel daraus. Das duftet und schimmert durch die Nacht, wenn ich am Fenster liege und hinuntersehe. Ganz still bin ich dann. Aber manchmal schneid' ich die schönsten und leg' sie sorgfältig in einen Korb, mit langen Stengeln und vielem Grün,

und schick' sie fort in die Stadt, an Anne, die lange verheiratet ist. Und manchmal kommt ein Brief mit großen, festen Buchstaben; den nehm' ich und les' ihn, und dann les' ich ihn wieder und leg' ihn still zu den andern im Kästchen, wo ich ihn immer zur Hand habe.

Meine Geige hab' ich nicht mehr angerührt seither; sie liegt verstaubt und vereinsamt unter dem Bücherschrank, auf dem die lieben und schönen Bücher stehen, die mir Peter geschenkt hat.

Mein Vater will bald den „Hirschen" verkaufen; er ist alt und grau geworden und hat die Hoffnung, daß ich noch etwas werde, begraben. Mit Unrecht. Denn ich habe Aussicht, im nächsten Jahr von der Regierung als Sachverständiger in die Rosenzuchtkommission berufen zu werden, und von da Professor an der Gartenbauschule zu werden oder schließlich Gartenbaudirektor, kann nicht schwer halten. Vielleicht hätte er mich überhaupt Gärtner werden lassen sollen oder Gastschildmaler, wie ich es immer wollte. Dann hätte ich vielleicht nicht so große Umwege gebraucht, um Rosenzüchter zu werden. Ich hab' ihm auch kürzlich einen Brief schreiben wollen:

„Lieber Vater!

Die Vögel singen draußen im Garten, und sie können nichts dafür; Du hast es ihnen nie verbieten wollen.

Aber Deinen Sohn hast Du gescholten, als er flügge war und einmal singen konnte wie ein Vogel. Du hast auf seine Schreiberei gescholten, und wenn sie traurig war, bloß sentimental geheißen. Das war es nicht. Es war nur Leiden eines Menschen. Das hast Du nie verstanden, und ich kann's auch nicht von Dir verlangen, es ist nicht Deine Art. Aber laß Du mich und meine Art gelten, wie ich Dich gelten lasse.

Ich bin Dir vielen Dank schuldig: Du hast mich studieren lassen. Aber hast Du damals auch gefragt, ob Du es darfst? Vielleicht hatte Dein Sohn ein Recht, ein Landstreicher zu werden und wie ein Vogel zu singen. Es gibt einen Mißbrauch der Vatersgewalt, der heißt: das Eigne, das sich in einem Kinde regt, erdrücken. Und es ist schade, daß ich keine Kinder habe: ich wollte sie verstehen und ihre eignen Wege gehen lassen.

Und dennoch hat sich's nicht ersticken lassen.

Es singt noch immer in meiner Brust, von allem Flieder in unserm Garten, und von den Rosen in meinem. Laß es singen, der Schnabel ist ihm so gewachsen."

Den Brief hab' ich lange im Kopf herumgetragen; ich hab' ihn aber nicht abgeschickt. Wozu auch?

Meine Mutter hab' ich kürzlich eine Woche bei mir gehabt. Sie kann aber die Rosen nicht mehr sehen, denn sie ist blind geworden. Die Augen sind bald reif zur Operation, und im nächsten Sommer wird sie meine Rosen nicht bloß riechen müssen. Sie glaubt immer noch, daß ich noch etwas werde, und ich kann ihr den Glauben nicht nehmen. Sei ruhig, Sorgenmutterle.

Wer weiß denn etwas? Der Glaube macht alles, und in guten Nächten glaube ich noch selber, es könnte noch einmal die Stunde kommen, wo ich das Volkslied finde, das ich immer singen wollte. Dann lieg' ich da und stammle, und Anne ist bei mir und legt mir die Finger auf den Mund und streicht mir durchs Haar. Dann wein' ich noch, und wenn ich ruhiger geworden bin, steh' ich auf und geh' in den Garten hin-

unter zu den Rosen und rede mit ihnen von Anne und wie wir sie liebhaben. Dann bewegen sich wohl meine Lippen, als ob sie gesegnet wären, ich lächle wie ein Schlafwandler, und der Wind fängt meine Worte auf, die ich im Traume spreche:

Das dank' ich dir:
Ein Lächeln auf dem Munde,
Die Rosen da, und hier
Die leise Wunde.

Das dank' ich dir,
Ein Glück im Todeshauche:
Daß ich mich nicht vor mir
Zu schämen brauche.

Meine Schwester ist bei der Stange geblieben. Sie hat einen Gastwirt geheiratet in der Stadt. Sie hat heraufgedient, denn er hat einen guten Wein im Keller liegen. Und er ist ein Unikum als Gastwirt, denn er hat sich ein teures Mikroskop gekauft und treibt wissenschaftliche Studien über Botanik. Mein Vater meinte, er solle lieber bei seinen Weinfässern bleiben, aber es ist schon so im Menschen, daß er immer lieber was andres tut. Nebenbei hat er ein Herz wie Wachs und Gold, und das freut mich um meine Schwester, denn sie hat immer so gut

radgeschlagen, und es wäre schade, wenn es ihr jetzt schlecht erginge. Sie ist alle Jahre in der Sommerfrische bei mir mit ihren Kindern. Ich schnitz' ihnen Pfeifen aus Weidenholz und erzähl' ihnen Geschichten, und sie spielen Ringelreihen hinterm Haus. Das ist mir beinahe so lieb wie meine Rosen; ich hab's aufgesteckt, übers Leben nachzudenken und etwas dahinter zu suchen; ich hab' gelernt, aufs Schicksal zu horchen und seinen Winken zu folgen; wo es mir eine Hand reicht, da greif' ich zu und geh' mit und lass' mich vom Schicksal treiben. Und wenn es mir gar zu wunderlich kommt, so geh' ich in den Garten herunter und schüttle den Kopf und sag' zu meinen Rosen: „Ja, ja! 's ist nicht so einfach mit der Leberei." Dann sind wir wieder beruhigt.

Meine Kranken betrachten mich als ihren Privatseelsorger, und der Pfarrer, mit dem ich nicht gut stehe, ist eifersüchtig auf mich. Ich muß jede verschwiegene Liebschaft und jeden ehelichen Streit erfahren, und ich wundere mich oft, wie viel Ehebrüche ein so kleines und anständiges Dorf in sich hat. Es gibt aber nie ein Unglück, und ich schicke die Missetäter

einander auf den Hals zu einer ehrlichen Aussprache. Dann vertragen sie sich, oder sie vertragen sich nicht, und es geht, wie es immer geht, solange es Menschen gibt. Ich habe einmal einen verrückten Kerl gekannt, der übers Meer darum ging, weil sein Schatz ihn verlassen hatte, nach Afrika oder wohin, und nimmer zurückgekommen ist. Ein andrer kaufte sich einen russischen Windhund und tröstete sich darüber. Gustav hat sich damals erschossen, und noch einer wollte ein Lump werden, aber er hatte nicht das Talent dazu. Da ging er hin und wurde Landgerichtsdirektor. Jeder nach seinem Geschmack.

Die Bauern bringen mir Obst und hier und da einen Schinken, und die Weiber tragen mir Eier ins Haus, daß ich sie kaum alle unterbringen kann. So bin ich der Sorgen um die notwendigsten Güter enthoben. Meine Mutter hat Angst, ich würde verbauern, und ich glaube es selber, denn ich habe Anlage zum Herunterkommen, und manchmal liegt mir sogar ein Landstreicher in der Kammer, den ich mir aufgelesen habe. Dann sitz' ich mit ihm in der Stube und trink' einen Krug mit ihm und laß'

mir seine Geschichte erzählen. Es darf aber nicht dem Pfarrer zu Ohren kommen, der sagt es sonst in der Stadt dem ärztlichen Ehrenrat, und ich werde meiner Würde verlustig erkannt. Was soll ich dann anfangen?

Inzwischen sorg' ich für die Vermehrung der Volksgesundheit und der Einwohnerzahl des Dorfes; ich sitze Tage und Nächte bei einer Gebärenden und nehm's mit den strengen Erfordernissen der Entbindung nicht so genau, wenn es Leiden zu verkürzen gilt; ich hab's gelernt und spar' auch mit der Narkose nicht. Die Beingeschwüre haben beträchtlich abgenommen im Dorf, und die Alten wollen nur sterben, wenn sie mir Adje gesagt haben; und es gibt Nächte, wo wir uns lächelnd gegenübersitzen und uns ins Gesicht sehen wie alte Freunde, der Tod und ich. Wir kennen uns jetzt gut und schätzen uns. —

Ich weiß nicht, was es ist. Die Rosen schimmern aus dem Garten, und der Nachtwind weht mir allen Ruch ins Zimmer. Der alte verstaubte Kasten. Peter. Anne. Da hol' ich ein Tuch und wische die grauen Schichten vom Deckel. Kinder ... Menschenkinder ...

Ich weiß nicht, was es ist. Ich stehe am Fenster, und meine Geige liegt am Kinn, und es geht ein altes Lied über den Garten hin und über die Rosen, leise und klar durch die Nacht; die Sterne flimmern, und der Wind geht durch die Büsche.

Buchschmuck und Einband
nach Entwürfen von
Max Bucherer-Basel

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart

Papier von der
Papierfabrik Salach in Salach,
Württemberg


U.C. BERKELEY LIBRARIES
C032274475